Die industrielle Entwicklung des Wiesentales bis zum Jahre 1870

Wirtschaftsgeschichtliche Studien

DISSERTATION

zur Erlangung der Würde eines Doktors der Staatswissenschaften der philologisch-historischen Abteilung der philosophischen Fakultät der Universität Basel

Vorgelegt von
Richard Dietsche aus Zell (Wiesental)

☆

1937
Druck Gg. Uehlin, Schopfheim

Die industrielle Entwicklung des Wiesentales bis zum Jahre 1870

Wirtschaftsgeschichtliche Studien

DISSERTATION

zur Erlangung der Würde eines Doktors
der Staatswissenschaften der philologisch-
historischen Abteilung der philosophischen
Fakultät der Universität Basel

Vorgelegt von
Richard Dietsche aus Zell (Wiesental)

☆

1937
Druck Gg. Uehlin, Schopfheim

Genehmigt von der philologisch-historischen Abteilung der philosophischen Fakultät auf Antrag der Herren Professoren Dr. E. Salin und Dr. F. Mangold.

Basel, den 5. Juli 1935.

Prof. Dr. F. Stähelin
Dekan.

Einleitung.

„Die Struktur eines Wirtschaftsgebietes basiert auf klimatischen, topographischen und sonstigen natürlichen Produktions- und Absatzbedingungen, sie ist das Ergebnis einer bestimmten Staatspolitik, sie rührt aus Wirtschaftsverträgen oder Gesetzeswerken her, beruht auf bevölkerungspolitischen Verhältnissen oder den Lebensgewohnheiten eines Volkes, oder wird durch andere sich nur langsam und schwer ändernde natürliche und ideelle Momente begründet."[1])

Wenn wir daher die wirtschaftlichen Zustände im Laufe der Zeiten im Wiesental[2]) aufzeigen wollen, müssen wir uns erst über solch gegebene Verhältnisse klar werden.

Das Tal der Wiese zieht sich vom Feldberg, der höchsten Erhebung des südlichen Schwarzwaldes in vorwiegend südwestlicher Richtung in einer Länge von 56 Kilometer bis gegen Basel hin. Seine geographische Lage, seine geologische und hydrographische Struktur, vor allem seine Lage am Rheinknie, geben schon einen Hinweis auf seine wirtschaftliche Entwicklung. Gegen Norden durch das hohe Gebirge abgeschlossen, tendiert das ganze wirtschaftliche Leben flußabwärts dem Rheine zu.

Eine durch das Tal streichende Verwerfungsspalte trennt es in einen oberen und unteren Talabschnitt.[3]) Nördlich von dieser Verwerfungsspalte treffen wir Granit, südlich davon dagegen hauptsächlich das Rotliegende und aufgelagerte Buntsandsteine. Schon diese geologischen Gegensätze bedingen einen verschiedenen Gang der wirtschaftlichen Entwicklung. „Durch den Granit bahnt sich nämlich die Wiese einen steilwandigen, oft schluchtartig eingeschnittenen Weg, der mitunter nicht einmal Platz für eine Naturstraße, geschweige denn für eine Industriesiedlung läßt". Nur bei der Einmündung der kleinen Flüßchen und Bäche erweitert sich die enge Talsohle des oberen Tales zu einem mehr oder minder weiten Talkessel, der einer Ansiedlung und Bebauung wenigstens in beschränktem Maße Raum läßt. Die steilen, steinigen Berghänge erlauben nur ganz spärlichen Anbau von Feldfrüchten; Wald und Weide herrschen vor.

Ein wesentlich anderes Bild zeigt im Gegensatz zu diesem „oberen Wiesental" das wesentlich breitere „untere Wiesental", das südlich von Zell seinen Anfang nimmt. Zu der bedeutend größeren anbaufähigen Fläche kommt hier noch die größere Fruchtbarkeit des Bodens.

---

[1]) W. Wolf: Struktur und Konjunktur in: Allg. stat. Archiv 17. Band II. Heft S. 218.

[2]) Sprachlich richtiger wäre der Ausdruck „Wiesetal", aber wir wollen in der Bezeichnung dem allgemeinen Sprachgebrauch folgen.

[3]) Das Folgende im wesentlichen nach: Eitel Paul: Die Industriegebiete des südl. Baden. Stuttgart 1932.

Ebenso uneinheitlich wie die natürlichen Gegebenheiten ist das politische Schicksal unseres Gebietes. Die politische Zugehörigkeit bildet ein wesentliches Moment in unserer Darstellung und soll uns deshalb kurz beschäftigen.

Der oberste Talabschnitt, das sog. Schönauer- und Todtnauertal, gehörte anfänglich mehreren Herren (von Stein, von Eistädt, v. Gränchen, von Werrach und von Waldeck), bis er dann im 12. Jahrhundert durch Schenkung und Kauf an das Benediktinerkloster St. Blasien überging. Dazu erwarb sich St. Blasien noch die Herrschaft Künaberg (die heutige Fröhnd) und bildete aus diesem gesamten Besitz das St. Blasianische Amt Schönau, das um das Jahr 1330 20 Ortschaften zählte.[4])

Das sog. Zeller Tal kam schon sehr frühe an das Damenstift Säckingen. Dieses gesamte obere Wiesental ging im 14. Jahrhundert unter die Oberhoheit des Hauses Oesterreich über, blieb so katholisch und unterstand in seiner Wirtschaftsweise ganz dem österreichischen Einfluß und der österreichischen Wirtschaftspolitik, bis es durch den Frieden von Preßburg (1805) zu Baden geschlagen wurde. Erst von diesem Augenblick an bildete das Wiesental ein geschlossenes politisches Gebiet, und seine wirtschaftliche Entwicklung geht nun mehr oder weniger in der gleichen Richtung.

Das untere Wiesental gehörte im wesentlichen den Herren von Rötteln. Nach dem Aussterben derer von Rötteln (1315) fiel ihr Gebiet an die Markgrafen von Hochberg-Sausenberg, und diese siedelten von der Sausenburg nach Rötteln über. Nach dem Erlöschen dieser Linie mit Markgraf Philipp (1503) kam mit dem ganzen Markgrafenland auch das untere Wiesental an Markgraf Christoph I. von Baden. Während der Trennung der Markgrafschaft (1535—1771) gehörte unser Gebiet zur Baden-Durlachischen Linie wurde und blieb somit evangelisch. [5])

---

[4]) Humpert Theodor: Das Wiesental. Eine heimatliche Wirtschaftskunde. Bühl 1920.

[5]) Der Uebergang zur Reformation erfolgte im Jahre 1556 unter Markgraf Karl II. Die beiden Linien wurden unter Karl Friedrich von Baden-Dulach im Jahre 1771 wieder vereinigt.

A. Die vorindustrielle Zeit.[1])

a) Im unteren Wiesental.

Wir werden nicht fehlgehen, wenn wir eine schon recht frühe Besiedelung dieses offenen und sehr fruchtbaren Talabschnittes annehmen. Dafür spricht neben der leichten Zugänglichkeit seine Lage als Hinterland von Basel. Im Schatten dieser alten Handelsstadt am Rheine und von ihr befruchtet, vollzieht sich denn auch das Wirtschaften des unteren Wiesentales.

Trotzdem hat Basel für das Wiesental nie eine große politische Bedeutung erlangt. Nie hat die Stadt, am Eingange des Tales gelegen, ihre Schlüsselstellung zu bedeutenden politischen Erwerbungen ausgenützt. Um so stärker war ihre Stellung als wirtschaftliche Macht. „Der Zug Basels ging übrigens niemals auf Eroberungen, seine Politik hatte niemals etwas Großes, Kühnes, Weitaussehendes, sie war vielmehr immer bedächtig, sorgsam, vermittelnd. Sicherer Kauf, Uebernahme und Pfandschaften und dergleichen, schienen ihr größere Gewähr zu bieten als Erwerbung durch das Schwert".[2])

Schon der erste Blick auf die Lage der Stadt in ihrer Umgebung zeigt klar, daß sie eigentlich die Herrin dieses Landes ist. Seit dem Bündnis mit der Eidgenossenschaft, seit dieser Herauslösung aus einem „größeren Ganzen",[3]) geht der Zug der Stadt nicht mehr in weite Ferne, es zeigt sich eine Beschränkung auf das Naheliegende. Basel wird „zum Wegöffner nach dem Elsaß, dem Schwarzwald," wird zur Metropole eines Gebietes, das wohl verschiedenen Herrschaften angehört, nichtsdestoweniger in seiner ganzen Wirtschaft, wenn auch nicht von Basel ausschließlich bedingt, so doch nach dorthin ausgerichtet und in einer späteren Zeit von dorther bestimmt wird. Mit der Ausschaltung aus der politischen Sphäre drängen sich in den Vordergrund all die wirtschaftlichen Momente, die fortan sowohl für die Stadt als auch für ihre Umgebung weitaus bestimmend werden. Zur Förderung dieses Handelssinns, dieses mehr rationellen Denkens, trägt nicht zuletzt der Uebergang zum reformierten Bekenntnis bei. Dies bedeutete das Ende des glanzvollen Lebens in Stadt und Klöstern und den Sieg des strengeren Puritanismus.[4])

Schon sehr frühe wird die „Schwarzwaldstraße" erwähnt, die durch das Wiesental nach Basel führt. Die Bauern finden für ihre landwirtschaftlichen Produkte guten Absatz in Basel und erzielen hohe Preise. Andererseits kaufen sie dort ihre gewerblichen Produkte. Es besteht ein reger Austausch zwischen den Landorten des Wiesentales und der Gewerbe- und Handelsstadt am Rhein.

Wohl finden wir in dem durchaus ländlichen Gebiet des Wiesentales im Mittelalter das ländliche Handwerk, doch ist es ganz auf den Bauernbetrieb zugeschnitten. Dieses ländliche Handwerk in der Form des Lohnwerks hat sich erst allmählich herausgebildet. Im Bauernbetrieb der Frühzeit haben wir eine, wenn auch nicht streng geschlossene Hauswirtschaft vor uns. Der gesamte Nahrungsbedarf wird fast ausschließlich in der eigenen Wirtschaft gedeckt.[5]) Insbesondere wird überall selbst Flachs und Hanf angebaut, Roh-

---

[1]) Wir halten uns in der Dreigliederung des Hauptteiles an: Kaiser, Wilhelm: Die Anfänge der fabrikmäßig organisierten Industrie in Baden. Z. G. O. N. F. Bd. 46.

[2]) Streuber, Wilh. Th.: Die Stadt Basel hist. topographisch beschrieben. Basel 1853, Seite 69.

[3]) Streuber: a. a. O. Seite 114.

[4]) Hassinger, Hugo: Basel. Ein geographisches Städtebild. In „Beiträge zur oberrheinischen Landeskunde". 1927.

[5]) Vergl. Sombart, Werner: Der moderne Kapitalismus. I. Band. Genesis des Kapitalismus. Leipzig 1902. S. 432.

stoffe, die dann in der eigenen Familie weiter verarbeitet werden. Die Weberei des Leinens war immer Hausarbeit der Landleute, die Wollproduktion war allerdings gering. Alle Werkzeuge wurden zum großen Teil selbst verfertigt.

Dann aber gliedert sich an diese Eigenproduktion das Lohnhandwerk an, und es entstehen die typisch ländlichen Handwerke. Ihre Produktion ist voll und ganz durch die Landwirtschaft bedingt; die Handwerker sind und bleiben Bauern und treiben das Handwerk nur nebenher. Sie sind völlig in die Dorfgemeinschaft eingegliedert. In erster Linie wären hier die Schmiede und Wagner zu nennen, die dem Bauern die komplizierteren Wirtschaftsgeräte liefern und reparieren (Wagen, Pflüge usw.). Holz ist noch in Fülle vorhanden, und die Schmiede beziehen das Eisen von Kandern, wo wohl schon in den Zeiten der Römer Eisenerz gegraben wurde und die Eisenverhüttung im 9. Jahrhundert wieder Aufnahme fand. Die einfachen landwirtschaftlichen Arbeitsgeräte werden in der Winterzeit vom Bauern selbst aus Holz verfertigt, später auch aus dem oberen Wiesental bezogen. Im untersten Tale bildet sich mit der Zeit, bedingt durch den damals verhältnismäßig mehr verbreiteten Weinbau, ein starkes Küblergewerbe heraus.[6]) Weiter finden wir, begünstigt durch die Wasserkraft der Wiese, längs des Flusses viele Mahlmühlen, die das vom Bauern gebrachte Getreide gegen einen bestimmten Teil des Mehles — den sog. „Multer" — vermahlen. Es herrscht also reine Kundenproduktion. Seit dem 12. Jahrhundert hat sich ein Mühlregal herausgebildet, aus dem sich auf dem Lande in der Folge Mühlenbann und Mahlzwang entwickelten.[7]) Damit steht der Müller „gleichsam als gewerbliche Hilfskraft dem eigenproduzierenden Bauern zur Seite, seine wirtschaftliche Stellung trägt mehr einen beamtenhaften Charakter, als den eines selbständigen Handwerkers."[8]) Seltener finden wir im unteren Wiesental die Sägemühlen, denen wir im oberen Tale mehr und mehr begegnen.

Ein ebenfalls altes Gewerbe ist die Gerberei; starke Viehzucht, reicher Waldbestand, reichliches Wasser und der Absatz nach Basel begünstigten ihren Standort im Wiesental.

Die größte Rolle aber in der bäuerlich-ländlich-handwerklichen Wirtschaftsverfassung spielen nach Zahl und Bedeutung die Leineweber, ist doch schon sehr frühe Flachs- und Hanfanbau bezeugt. Leinenhandel und Leinenfärberei bleibt der Stadt vorbehalten. In einem Gebiet ohne größere Städte war an eine örtliche Zunftverfassung nicht zu denken. Vielmehr besaßen die Sausenberg-Rötteln'schen Weber seit dem Erstarken der Territorialherren eine „Landesverfassung", die die Beziehungen der ländlichen Leineweber zu ihren Rohstofflieferanten und Abnehmern, zu den Bauern, regelte.[9]) Der Einfluß des Kapitals sollte ferngehalten und durch Kleinbetriebe das Beste für Produzent und besonders Konsument erreicht werden.[10]) Gewicht und Maß der Leintücher wurde festgesetzt und ebenso der Arbeitslohn.[11])

Eine straffe Organisation des Landhandwerks fehlte also, wäre auch bei dessen Charakter und Wirtschaftsweise sinnlos gewesen. Sein Aufgabenkreis war und blieb vor-

---

[6]) Gothein, Eberhard: Die Naturbedingungen der kulturgeschichtlichen Entwicklung in der Rheinebene und im Schwarzwald. Berlin 1887 S. 9.

[7]) Vergl. Sombart, Werner: Der moderne Kapitalismus Bd. I. Leipzig 1902.

[8]) Fromm, Max: Das Mühlengewerbe in Baden und in der Rheinpfalz. Diss. Heidelberg 1907.

[9]) Gothein, Eberhard: Wirtschaftsgeschichte des Schwarzwaldes und der angrenzenden Landschaften. 1. Band Städte und Gewerbegeschichte. Straßburg 1892 Seite 527.

[10]) Der Zunftbrief stammt vom Jahre 1596 und wurde 1603, 1665 und 1722 erneuert. Damals hatten sich die Leineweber der „oberen Herrschaft", der Landesverwaltung entsprechend, in 3 Bezirke aufgeteilt, in das Schopfheimer, Sausenberger und Röttler Viertel.

[11]) Trenkle J. B.: Geschichte der Schwarzwälder Industrie. Karlsruhe 1874, Seite 251.

erst beschränkt auf die unentbehrlichen Gerätschaften und Bedürfnisse des Bauern.[12]) Ein Uebergreifen in das Gebiet des städtischen Handwerks wurde von vornherein durch Landeszunftordnungen bekämpft.

Im Markgrafenlande ist von jeher die Ausübung eines Handwerks auf die Städte beschränkt und alle Gewerbe „die den Stetten zustehend" sind in den Dörfern verboten. War Schopfheim auch trotz seines Stadtrechtes mehr oder weniger zu den „Dörfern" zu rechnen, so war es andererseits klar, daß in diesem Gebiet, das nicht im Bannkreis einer bedeutenden markgräflichen Stadt lag, eine solche Verordnung illusorisch gewesen wäre, hätte damals ein Bedarf nach städtischen Gewerben bestanden. In dieser ländlichen Sphäre konnte bescheidenstes Gewerbe hinreichen. Selbst in Schopfheim fehlte das typisch städtische Gewerbe fast vollständig, und die Bevölkerung trieb bis zum Jahre 1500 nahezu ausschließlich Landwirtschaft und Viehzucht.[13]) Eberlin nennt an Gewerben nur Bäcker, Metzger, Schneider, Schuster, Müller und Gerber. Erst nach 1500 kommen noch andere Gewerbe hinzu.[14]) Um das Jahr 1585 wird eine durch die Stadt gegründete Ziegelei erwähnt, die fast nur in der Stadt Absatz hatte, da außerhalb der Stadt nur strohbedeckte Häuser zu finden waren. Der Verkehr der Stadt mit der Umgegend konzentrierte sich im wesentlichen auf die Jahrmärkte. Lörrach (seit 1403) und Schopfheim (seit etwa 1250) besaßen Marktrecht. Auf den Märkten „legten einheimische und fremde Gewerbetreibende ihre Waren aus".[15]) Die Bauern ringsum holten sich da ihren Bedarf auf lange Zeit hinaus, zumal der Markt von vielen Baslern beschickt war. Soweit feinere Waren in Frage kamen, kaufte man auch in Basel selbst.

Mit Ausnahme der Gerberei arbeiten alle diese ländlichen Gewerbe, wie wir sie im unteren Wiesentale finden, für den lokal beschränkten Absatz, für die Kunden. Es ist klar, daß in dieser Zeitepoche und aus diesem rein ländlichen Aufbau des wirtschaftlichen Lebens heraus kein kapitalistischer Betrieb herauswachsen konnte. Der Anstoß mußte von außen kommen — und er kam von Basel.

Im Laufe des 15. Jahrhunderts sind Papiererzeugung und Buchdruck zur wichtigsten Industrie Basels geworden, indem sie sich außerhalb des Zunftwesens als freie Künste etablierten.[16]) „Zunächst war ein Großbetrieb nur da möglich, wo neue Gewerbe mit schwer erlernbarer Technik, die alsbald auf einen weiten Absatz spekulierten, rasch in die Höhe kamen. So war es mit der Papiermacherei und dem Buchdruck der Fall. Wenn sie bei ihrem Entstehen alsbald die Farbe kapitalistischer Unternehmungen trugen, so rührte dies daher, weil sie ihrer Natur nach mit einem weitschauenden internationalen, aber auch höchst riskierten Handel zusammenhingen."[17])

Auf eigene Initiative von Halbisen (auch Halbitzel) um 1440 entstanden und befruchtet durch den Aufschwung, den das Konzil und die Erfindung der Buchdruckerkunst gebracht hatten, dehnt sich die Papiermacherei ohne irgendwelche Zunftschranken aus und drängt bald hinaus über die Enge des Stadtgebietes.

Als Standort für die Papiermacherei war das mit reichen Wasserkräften ausgestattete Wiesental in unmittelbarer Nachbarschaft der Stadt ideal gelegen, umso mehr als dort auch die Möglichkeit bestand, das nur knapp vorhandene Rohmaterial, die Lumpen, zu

---

[12]) Gothein: a. a. O. Seite 34.

[13]) Eberlin, August: Geschichte der Stadt Schopfheim und ihrer Umgebung im Zusammenhang mit der Zeitgeschichte. Schopfheim 1878, Seite 19.

[14]) Der erste Krämer, übrigens ein Basler, wird 1729 erwähnt.

[15]) Eberlin: a. a. O. Seite 52.

[16]) Vergl. Geering, Traugott: Handel und Industrie der Stadt Basel. Basel 1886.

[17]) Gothein: a. a. O. Seite 29.

bekommen. Als aus Piemont Papiermacher nach Basel zuwandern, stellt bereits im Jahre 1497 einer derselben, Bartholome Pastor, in Lörrach Papier her.[18])

Bald folgen dem Piemonteser andere; als Besitzer von Papiermühlen in Lörrach werden genannt: der Papierer Felix Mennli, im Jahre 1537 ein Meister Bartlin Babyrer und in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts Hans Eckli und Bartlin Blum. Der wachsende Papierbedarf der Stadt Basel, die in der Reformationszeit zum „Mittelpunkt des Buchhandels" geworden war, begünstigte und verlangte eine gesteigerte Papierproduktion. Zur Zeit der Reformation tritt besonders die Familie Blum in den Vordergrund. Hundertsiebzig Jahre lang hat diese Familie Papiermühlen in Lörrach und auch in Maulburg betrieben.[19])

Gegen Ende des 16. Jahrhunderts dehnt sich die Papierindustrie stärker aus. Da die Produktionsbedingungen im Wiesental günstiger erscheinen, verlegt sich das Schwergewicht dieser Industrie dorthin und die Papierfabriken im Wiesental verursachen in der Papierindustrie Basels einen deutlichen Niedergang. Schon zeigt sich diese starke Konkurrenz zwischen Stadt und Land, besonders in der Beschaffung der Rohstoffe. Bereits im Jahre 1541 muß der Rat in Basel gegen ein Abkommen einschreiten, das die Basler Lumpenhändler mit ihren französischen und deutschen Standesgenossen abschlossen, um den Lumpenpreis als Monopolpreis beliebig festsetzen zu können.[20])

Bis in die Wirren des Dreißigjährigen Krieges hinein nahm die Papiererzeugung am Rheinknie einen guten Fortgang, erfreute sich doch das Basler Papier mit dem Baselstab als Wasserzeichen wegen seiner hervorragenden Qualität eines guten Rufes und guten Absatzes. Diese Tatsache machte sich die ländliche Papierindustrie im Wiesental zunutze, indem sie ebenfalls den Baselstab als Wasserzeichen verwandte.[21]) Mit dem Jahre 1633 scheint die Papiererzeugung im Wiesental, verursacht durch die Wirren des dreißigjährigen Krieges, vorläufig aufgehört zu haben.

Zum ersten Male ist hier die Kapitalkraft eines unzünftigen Gewerbes in die ländliche Wirtschaftssphäre des vorderen Tales eingedrungen. Dabei scheint aber der im Jahre 1501 erfolgte Anschluß Basels an die Eidgenossenschaft ohne Einfluß gewesen zu sein, hat doch diese Tatsache nichts geändert an dem guten Einvernehmen zwischen der Markgrafschaft und der Stadt. Zollsätze zwischen den beiden Gebieten kannte man damals und in der nächsten Folgezeit (abgesehen von Brücken- und Straßenzöllen) noch nicht.

b) Im oberen Wiesental.

In ganz anderen Formen und unter ganz anders gearteten Umständen beginnt im oberen Wiesental die Geschichte der wirtschaftlichen Entwicklung: mit dem Bergbau auf Silber. Die Besiedelung der Täler Schönau und Todtnau geschah wohl erst langsam im Zusammenhang mit der Kolonisationstätigkeit des Benediktinerklosters St. Blasien, zu dessen Grundherrschaft sie seit dem Jahre 1156 gehörten. Von weit größerer Bedeutung als diese noch spärliche Besiedelung sollte aber der Bergbau werden.

Die erste urkundliche Erwähnung des Schwarzwälder Bergbaues fällt in das Jahr 1028. Damals übertrug König Konrad II. als Inhaber des Bergregals dem Bistum Basel „einige Silberadern und -gruben in der Grafschaft Bertholds im Gau Breisgau,

---

[18]) Ob wirklich schon im Jahr 1440 ein Gallus Koenig als Papiermacher in Lörrach war, scheint uns ungewiß. Vergl. Waldschütz, Ernst: Die schweiz. Industrieunternehmen im deutschen Grenzgebiet. Diss. Frankfurt 1928.

[19]) Vergl. Herbster, Karl: Zur Geschichte der Lörracher Industrie von ihren Anfängen bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts. 1926.

[20]) Geering, Traugott: Handel und Industrie der Stadt Basel a. a. O. Seite 526.

[21]) Die Akten jener Zeit tragen fast ausschließlich als Wasserzeichen den Baselstab.

soviel sein Recht daran belange, mit jeder Nutzung, die irgendwie davon kommen könne". Eigentümlich ist, wie der Bergbau und damit die Besiedelung von der Ebene bezw. vom Rand des Gebirges her vordrang. In Todtnau wurde wohl erst im 12. Jahrhundert der Bergbau in Angriff genommen.[22]) Auch bei Todtnau nahm er seinen Weg vom Talgrund hinauf. So entstehen nacheinander die Kolonien der Bergleute in Todtnau, Brandenberg, Fahl, Muggenbrunn, Aftersteg und Todtnauberg. Erst später hören wir vom Bergbau talabwärts, besonders bei Schönau.

Das Bergregal ging bald vom Bischof von Basel an die Herzöge von Zähringen über, an deren Stelle nach ihrem Aussterben die Grafen von Freiburg traten. Diese konnten ihre Regalansprüche im Todtnauer Tal länger aufrecht erhalten als sonstwo, wurden aber doch nach Uebergang Freiburgs an Oesterreich (1368) von den Habsburgern im Regalrecht abgelöst. Der Grundherr, das Kloster St. Blasien, hatte nur als Eigentümer von Grund und Boden persönliche Abgaben von den Bergleuten (Besthaupt und Bestgewand bei Todfall und Wegzug) und als Entschädigung für Grund und Boden eine kleine Abgabe zu beanspruchen. In dem Maße, wie sich das Regalrecht des Landesherrn allmählich verliert, sucht es sich St. Blasien zu sichern. Das Kloster hat Erfolg.[23]) Später aber gelingt es der wiedererstarkten Landeshoheit, das alte Bergregal des Reiches wieder in seine Hände zu bringen, und die Bergordnung Maximilians vom Jahre 1517 stellt für den Breisgau das alte Rechtsverhältnis, das Reichsregal, wieder her.

Besonders interessant ist es nun, festzustellen, wie sich hier beim Bergbau mit der Zeit immer mehr die kapitalistische Betriebsweise durchsetzte. Ursprünglich herrschte der Kleinbetrieb unbedingt vor, war doch der damalige Bergbau fast nur Oberflächenbetrieb und die Schächte hatten nur geringe Tiefe. Der Regalherr belieh die Froner, das sind Bergleute, die mit ihren gleichberechtigten Gesellen den Bau betrieben und Erz schürften. Arbeit und Besitz waren vereinigt, es war eine Besitz- und Betriebsgemeinschaft.[24]) Einerseits bestand die Verpflichtung zu einer bestimmten Arbeitsleistung bezw. Haftung für die Kosten der Bergbauproduktion, andererseits aber der Anspruch auf einen bestimmten Teil der Ausbeute. Solange das Bergregal des Reiches seinen Einfluß durchsetzen konnte, ging auch das Streben eindeutig dahin, dem Bergarbeiter seine selbständige und gleichberechtigte Stellung zu erhalten.

Vom Bergbau als solchem getrennt waren die Hütten. Als Hüttenbesitzer finden wir besonders den Grundherrn, das Kloster St. Blasien. Das Kloster stellte nicht nur eine Kapitalmacht dar, seine Stellung wird auch noch dadurch bestärkt, daß es als Besitzer des Waldes bei dem starken Kohlenverbrauch zur Verhüttung die ausschlaggebende Rolle spielt. Es besitzt um das Jahr 1352 bei Todtnau nur 8 Bauernlehen, dagegen 45 Poch- und Schmelzmühlen, aus denen der Blasbalg als Pfand weggenommen werden konnte, wenn der Zins von den Benützern nicht abgeliefert wurde. Der Zins mußte bezahlt werden, selbst wenn die Mühle nur einmal im Jahre im Gang war. In den besten Zeiten des Bergbaues (um 1350) erhielt das Kloster 300 fl., dagegen im Jahre 1374 nur den vierten Teil dessen, da in diesem Jahre lediglich noch 18 Mühlen im Betrieb waren.[25])

---

[22]) Gothein setzt als Beginn die Mitte des 13. Jahrhunderts. Trenkle und nach ihm Humpert berichten, daß schon im 12. Jahrhundert Todtnau eine Kolonie von Bergleuten und Holzschneflern gewesen sei. Die Richtigkeit dieser Angaben ließ sich nicht nachprüfen, dafür spricht, daß im Jahre „1114 Schönau eine eigene Pfarrei erhielt, deren Filiale Todtnau war".

[23]) Ordnung vom Jahre 1439, vergl. Gothein a. a. O. Seite 597.

[24]) Gothein a. a. O. Seite 634.

[25]) Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins (Z.G.O.), herausgegeben von F. J. Mone. Band I, 1850.

Diese Hütten sind aber durchaus Kleinbetriebe, daher auch ihre große Anzahl. Daß das Kloster gerade aus dem Hüttenbesitz und nachherigem Verkauf der Erze großen Nutzen gezogen hat, ist klar. Wenn aber Abt Caspar in seinem lib. orig. 108 schreibt, daß der Zehnt des Ertrags der Bergwerke, welche das Stift S. Blasien besaß, der reiche Schatz war, woraus dasselbe lange Zeit die meisten seiner Besitzungen kaufte,[26]) so dürfte dies zum mindesten stark übertrieben sein, vielmehr müßten hier die Abgaben aus dem ungeheuren Grundbesitz als Quelle des Reichtums mit erwähnt werden.

Gerade der Kohlenbedarf des Bergbaues zieht viele Leute in's obere Wiesental, wo sie als Köhler, Holzknechte usw. ihr Leben fristen. Diesen Zugezogenen fehlt die Ausnahmestellung der Bergleute, sie sind bereits abhängig und werden auch schon sehr frühe mit Geld entlohnt.[27])

Ueberhaupt scheint sich das Geldwesen hier früher als in rein landwirtschaftlichen Gebieten durchgesetzt zu haben. Dies wird auch dadurch belegt, daß in dieser so abgelegenen Talgegend der Geldzins die Naturalgefälle weit überwog. So mußte z. B. Schönau an das Kloster St. Blasien abliefern: 87 Pfund Münze (3 400 fl.), 115 Käse, 170 Hühner, 1 100 Eier, 1 Pfund Wachs, 24 Mutte „Rocken" und etwas über 6 Mutte „Haber".[28]) Den Bauern wurden die einheimischen Produkte wie Fleisch, Butter, Käse, Eier usw. von den Bergleuten gut bezahlt. Außerdem brachte das eigene und fremde Fuhrwesen viel bares Geld in diese Gegend.

Dazu berichtet Mone aus dem Stiftungsbuch des Abtes Caspar I. von St. Blasien folgendes: [29]) Das Bergwerk sei in großem Ansehen und Wert gewesen zu Schönau und Todtnau, „hat auch für und für gewerет bis uff unsere Zeit, darauß sich dann die Thal-Leuth von den Bergleutten hefftig gepessert hand in hab und gut, dan sunst die Inwonern der Thälern khein gewin noch gewerb haben, rauhe halb der gegne, dan allain den gewerb oder Fur was sy zu ruckh und in andern fruchten zu fieren, sonst haben sy ain kleinen gewin, dan was sy auch sonst aus holtz lösen und etlich us vich etc." und weiter: „dan wan die Thal-Leuth nit Bergkh-Leuth hand, deren sy genießen mugen in wein, brot und flaisch — khouff, auch keß und anckhen, so haben sy sunst ain kleinen gewin." Die Versorgung der Bergleute mit Nahrungsmitteln, Kleidern usw. rief also schon an und für sich einen starken Austauschhandel hervor zwischen den Bergleuten und den angesiedelten Bauern, meist Lehensträgern von St. Blasien. Die Besiedelung besonders des etwas ergiebigeren Schönauer Tales wurde dadurch begünstigt. Von einer ausschließlichen Versorgung der Bergleute durch die Angesiedelten konnte aber infolge der spärlichen landwirtschaftlichen Nutzbarkeit des Bodens keine Rede sein.

Hatten anfangs die Hüttenbesitzer, besonders St. Blasien, sich den Absatz und den damit verbundenen Gewinn zu sichern gewußt, so beschränken sich auch schon in frühesten Zeiten des Schwarzwälder Bergbaues die Froner nicht nur auf den Betrieb des Bergwerks,[30]) sondern übernehmen auch den sehr einträglichen Verkauf des Erzes an die Münzstätten und Händler, damit gleichzeitig die Versorgung der bei ihnen arbeitenden Gesellen mit Lebensmitteln, Wein, Tuchen usw. verbindend. Aus der Schilderung der

[26]) Akten Todtnau nach J. F. Mone. II. Heft, 206.

[27]) Im Anschluß an den Bergbau mögen sich auch bereits bestimmte Handwerkszweige herausgebildet haben. Bäcker, Metzger und Wirte hatten besondere Ordnungen.

[28]) Z. G. O. Band I. 1850, Seite 208.

[29]) Quellensammlung der badischen Landesgeschichte, herausgegeben von F. J. Mone. II. Band. Karlsruhe 1854 S. 70.

[30]) L. Trenkle: Zur Entwicklungsgeschichte des Schwarzwälder Bergbaus in „Schau-ins-Land", 13. Jahrlauf, Seite 67.

Erzkäufe der ersten Zeit (Mitte 13. bis Mitte 16. Jahrhundert) kann man entnehmen,[31]) daß nie „Lohnarbeiter reich wurden, sondern nur die Unternehmer, Händler und Zwischenhändler". Die Absalon in Todtnau, ehemalige Froner, hatten so im Laufe der Zeit ein ansehnliches Vermögen erlangt, das meistens aber in Erzmühlen bestand, weniger in Bergteilen. Sie blieben Froner während 3 Jahrhunderten, auch noch als sie mit dem Adel in Freiburg verschwägert waren.[32]) Die Erze brachte man in sog. Bergsäcken auf Saumrossen nach Basel, Neuenburg und Breisach und später Freiburg, talaufwärts ging der lebhafte Verkehr mit Lebensmitteln. Zu einem „Trucksystem" scheint es damals noch nicht gekommen zu sein.

Anders wurde dies, sobald die Städte maßgebenden Einfluß gewannen; kamen doch für den Absatz der Erze hauptsächlich die Städte mit ihrem starken Silberbedarf in Frage. Die Entfaltung eines reichen Städtelebens, eines schwungvollen Handels und des zünftigen Gewerbes hatten eine Vermehrung der Tauschmittel nötig gemacht und dann auch zur Organisation des Rappenmünzbundes geführt, dessen Geschichte nicht zuletzt durch den Gang des Bergbaubetriebes bedingt ist.[33])

Es treten nun neben mehr oder weniger reich gewordene Froner auch Bürger, besonders aus den Städten Freiburg und Basel, und werden belehnt. Belehnt werden also nicht nur am Betrieb Mitarbeitende, sondern nun ebenfalls außenstehende Kapitalbesitzer. Es entsteht so eine Schicht von arbeitenden Bergleuten, die von den nicht selbst mitschaffenden, nur auf Gewinn und Kapitalverzinsung ausgehenden Kapitalgebern mehr oder weniger abhängig sind, eine Analogie zum späteren Verlagssystem.[34]) Mit dem Augenblick, wo an Stelle des extensiven der kapitalintensive Betrieb treten mußte, bildete sich die neue Rechtsform der Gewerkschaft heraus, die schon einer „früh- oder halbkapitalistischen" Entwicklung entspricht. Erzwungen wurde die Entwicklung durch Zubußen, die geleistet werden mußten, um einen Betrieb weiter durchführen zu können. Sobald Verwerfungen auftraten, sobald der Schacht mehr in die Tiefe geführt werden mußte und vor allem, sobald man dann zum Schutz gegen Wassereinbruch Stollen anlegen mußte, war der Großbetrieb unausbleiblich. „Der Erbstollen, der die über ihm liegenden Schichten entwässert, der selber nur ausnahmsweise eine Ausbeute ergibt, aber alle Einzelbetriebe des Revieres erst in die Lage versetzt, mit Erfolg zu bauen und dem deshalb alle jene zinspflichtig werden, — er ist das eigentlich kapitalistische Gebilde des mittelalterlichen Bergbaues." [35]) Der Gewerkschaftsbau setzte sich Mitte des 15. Jahrhunderts durch, in Todtnau schon etwas früher.[36])

Die Gewerkschaft besteht aus vielen ungleichen Teilnehmern, die ihr „Gewerf" tun, ihre Einlage machen, aus denen die notwendigen Bauten bevorschußt werden. Hatten schon im 14. Jahrhundert Adelige und Freiburger Patrizier sich am Bergbau beteiligt, so treten neben sie im folgenden Jahrhundert immer mehr bürgerliche Kapitalisten von Basel und Adelige des oberen Rheinviertels. Sie alle hatten schon vorher durch Erzkäufe und das mit der Lebensmittelversorgung der Bergleute verbundene Trucksystem sich Einfluß gesichert und so die Bergleute in eine gewisse Abhängigkeit von sich gebracht.

---

[31]) Trenkle, Schau-ins-Land a. a. O. Seite 67.

[32]) Gothein a. a. O. Seite 638.

[33]) Das Schicksal dieses Münzbundes wird im Kampf um das Silber der Bergwerke besiegelt, nachdem der Bund im 14. Jahrhundert unstreitig einige Bedeutung gehabt hat.

[34]) Weber M.: Wirtschaftsgeschichte, Seite 168.

[35]) Gothein a. a. O. Seite 639.

[36]) Trenkle J. B.: Geschichte der Schwarzwälder Industrie. Karlsruhe 1874, Seite 33.

Mit der Blüte des Bergbaues [37]) im 14. und z. T. noch im 15. Jahrhundert breiten sich der kapitalistische Großbetrieb und die Konzentration immer mehr aus. Eine Gewerkschaft in Todtnau erhielt sofort 12 Fronberge, und nachträgliche Belehnungen waren leicht zu erlangen.[38]) War auch die Abneigung der kleinen Leute gegen den Großbetrieb noch sehr stark, die Entwicklung zur Konzentration war nicht mehr aufzuhalten. Die größeren Gruben und Gewerkschaften saugten die kleinen, kapitalarmen auf. Es entstanden nicht nur Großgewerkschaften, sondern „es kommt auch vor, daß die große Gewerkschaft „zur Bache" in Todtnau einer andern, ebenfalls sehr ausgedehnten „zum Gauch" sämtliche Berge, die diese von Schönau an aufwärts bis Todtnau besitzt, abpachtet."[39])

Gab es noch im 14. Jahrhundert eine große Anzahl kleinerer und großer Gewerkschaften, so werden im folgenden Jahrhundert nur noch wenige genannt. Nicht als ob viele nicht mehr abgebaut worden wären, vielmehr sind sie in den wenigen großen aufgegangen, allerdings dann z. T. auch, weil unrentabel, stillgelegt worden (Brandenberg, Fahl). Und die Arbeitsordnung, die Maximilian im Jahre 1512 für die Gewerkschaft St. Anna-Grube [40]) bestätigte, ist durchaus auf einen Großbetrieb zugeschnitten.

Selbst die Bergordnung vom Jahre 1517 kann diese Entwicklung zum Großbetrieb nicht unberücksichtigt lassen, so sehr sie auch sonst bestrebt ist, den Bergarbeiter in die Vorrangstellung der Frühzeit wieder hinaufzuheben, indem sie u. a. einerseits die Pflichten für die Gewerkschaft (Zubuße, Lohnzahlung usw.) genau festlegt, andererseits die Stellung der Bergleute gegenüber der Gewerkschaft festigt. Die gleiche Absicht verfolgt auch die Bergordnung von König Ferdinand (1562).

Im Zusammenhang mit der strafferen Ordnung, die die Bergordnung Maximilians von 1517 einführt, wird nun auch der Erzverkauf zentral geregelt, eine Entwicklung, die mit dem Monopol des Landesherrn ihr Ende findet.

Schon aber tritt immer mehr im 16. Jahrhundert ein anderes Moment in den Vordergrund: der Niedergang des Bergwesens überhaupt und besonders des Todtnauer Bergbaues. Nicht neue Privilegien, nicht technische Verbesserungen, auch nicht die Zubußen der Regierung, die wenigstens ein Neuntel der Kuxen innehatte,[41]) nicht die nahezu unumschränkte Herrschaft über den Wald und damit relativ billige Kohle konnten den Verfall aufhalten. Bereits schon in den Jahren 1532 und später 1560 zeigen Untersuchungen, die auf Veranlassung der Münzstädte des Rappenmünzbundes vorgenommen wurden, daß die Ergiebigkeit der Gruben nur mehr sehr gering war. Der Silbermangel macht sich in den Städten stark bemerkbar. Verschiedene Gründe für den Niedergang kommen noch dazu: Verfall des Städtewesens, Aenderung der Handelswege, steigender Arbeitslohn, steigende Lebensmittelpreise, später die durch die Entdeckung Amerikas hervorgerufene Ueberschwemmung Mitteleuropas mit Edelmetallen und dann vor allem die mit dem dreißigjährigen Krieg auftretende Unsicherheit.

Helfferich [42]) stellt ein stetiges Fallen des Silberwertes seit Ende des 16. und in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts fest. Besonders zeigt sich in den Jahren 1560—1590 eine große Veränderung im Silberpreise der Lebensmittel und eine Verteuerung des

[37]) Vergl. Zeitschrift Schauinsland. Jahrlauf 1933, 59—60, Seite 246 ff., über das Bergmannsfenster im Freiburger Münster.

[38]) Gothein a. a. O. Seite 639/40. Ebenso Akten GLA.

[39]) Gothein a. a. O. Seite 641.

[40]) Die aus der Verschmelzung der Gewerkschaften zum Gauch und zur Bache entstandene Großgewerkschaft.

[41]) Gothein a. a. O. 604.

[42]) J. L. Trenkle: Zur Entwicklungsgeschichte des Schwarzwälder Bergbaues. Schauins-Land, 13. Jahrlauf, Seite 62 f.

Arbeitslohnes. Die Einfuhr von Edelmetallen aus Amerika hatte schon in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts begonnen.[43]) Es liegt nahe, daß die Bergleute trotzdem solange als irgend möglich den Bergbau halten wollten.

Sicher hat aber bei beginnendem Niedergang eine Abwanderung von Bergleuten eingesetzt, die mit dem Boden und in der Bevölkerung nicht verwurzelt waren. Sie zogen in andere aufnahmefähige Bergbaugebiete (Böhmen, Sachsen, Tirol und Harz) — hatte doch der Bergmann von alters her die Freizügigkeit. Das Aufblühen jenes fremden Bergbaues (von etwa 1500—1618) beschleunigte den Verfall des Wiesentäler Bergbaues noch mehr. Ein Großteil der Bergleute zwar konnte sich von Arbeitsplatz, von Heimat, von erworbener Scholle und von der Hoffnung auf neue reiche Funde nicht trennen — aber allen folgenden kümmerlichen Versuchen blieb ein nennenswerter Erfolg versagt. Und so rieben sich die Gewerkschaften gegenseitig auf. Noch Bergmann dem Namen nach und in der gleichen trotzigen Gesinnung, griff man zuletzt zum Nächstliegenden: zu Holzverarbeitung und Landwirtschaft.

Irgendwelche Bedeutung hat der Bergbau später nicht mehr erlangt, auch nicht im 18. Jahrhundert, als unter Förderung der vorderösterreichischen Regierung einige Gruben wieder abgebaut wurden. Alle diese Versuche, sei es unter Herrn v. Beroldingen (bis 1772), sei es unter Christoph Iselin von Basel (1805), sind ohne jedes Interesse in unserer Darstellung. Die Blüte des Bergbaues im oberen Wiesental ist vorüber, es bleiben nur die Wirkungen auf Bevölkerung, Besiedelung und vor allem auf das Denken der dortigen Menschen— und ein starker mystischer Glaube an geheimnisvolle Schätze im Berginnern.

In der Blütezeit des Bergbaues hatten sich reichgewordene Froner Grundbesitz erstanden und bezogen davon Bodenzinse und Renten. Außer diesen suchten auch die Bergleute etwas Land anzukaufen. Besonders aber waren schon damals die Köhler, Holzknechte, Fuhrleute usw. auf ergänzenden landwirtschaftlichen Erwerb, auf Viehzucht und ein wenig Ackerbau angewiesen. Von großer Bedeutung war allerdings die Landwirtschaft noch nicht, wenigstens nicht in der Umgebung von Todtnau. Berichtet doch das Zinsrödel des St. Blasianischen Amtes Schönau, daß in Todtnau und Umgebung 45 Pochen und Schmelzmühlen und nur 22 zerstreute Höfe (8 Bauernlehen), 2 Sägemühlen, ein Wurkehof, 2 Scheunen bestanden, demgegenüber sollen in Schönau 50 Häuser und Höfe, 2 Mühlen, 1 Schmiede, 1 Badestube und 1 Gerberei vorhanden gewesen sein, und die zahlreichen Aecker verraten dort „ziemlichen Viehbestand und Feldbau.“ [44]) Im ganzen Amt Schönau gab es neben den Todtnauer Arbeitshütten etwa 20 Mahl- und Sägemühlen. Aus dem „herrlichen richen Volk, welches us großem Richtumb und Gut, so sy von dem Bergwerk gehebt, mit Silber kleinotern und anderm Ueberfluß ain semlichen Mutwillen getriben, daß sich das Glück des Bergwerks von jnen gewent hat“ [45]) werden nun — Bauern, deren Stolz allein noch an ihre frühere Ausnahmestellung erinnert. Höfe, die im 15. Jahrhundert infolge des Bevölkerungsrückganges leer standen, werden nun besetzt. Daneben setzt eine eifrige Rodungstätigkeit ein, und sicher schon vor dem dreißigjährigen Kriege eine Güterzersplitterung in einem Gebiet, wo zur Ernährung einer Familie eine weit größere Bodenfläche nötig ist, und wo nur eine extensive Viehwirtschaft rentabel sein konnte. Die herrschende Freiteilbarkeit hatte aber keine „Zusammenziehung und Vergrößerung der ursprünglichen Besitzeinheiten“ zur Folge wie im mittleren und nördlicheren Schwarzwald.[46]) Neben die kleinbäuerlichen Betriebe der Köhler, Holz-

[43]) Föhrenbach, O.: Der badische Bergbau in seiner wirtschaftlichen Bedeutung vom Ausgang des Mittelalters bis zur Gegenwart. Freiburg 1910, Seite 60.
[44]) Z. G. O. Band I 1850, Seite 207.
[45]) Caspars lib. orig. 120 cit. nach Z. G. O. Band I 1850, S. 208.
[46]) Koch, Georg: Die gesetzlich geschlossenen Hofgüter des bad. Schwarzwaldes, 1900, S. 28.

knechte usw. der früheren Zeit treten die Zwergbetriebe der verarmten Bergleute. Eine Intensivierung des Feldbaues war in diesem Gebiet undenkbar, und der zunehmenden Uebervölkerung hat nur die Pest grausam entgegengewirkt; berichtet doch Schaubinger,[47]) daß in den Jahren 1611—13 die Pest in der Pfarrei Schönau die Hälfte der Bevölkerung hinweggerafft hat. Der Ausfall war bei der großen Fruchtbarkeit der Ehen bald wieder ausgeglichen.[48]) Ferner hat der dreißigjährige Krieg in dem abgelegenen Tale nicht in dem Maße den Tod gesät und Verwüstung angerichtet wie in der Ebene. Gleich nach dem Kriege wuchs auf dem engen unfruchtbaren Boden eine überstarke Bevölkerung heran. Damit wird gleichzeitig der Grund gelegt „zum seither dort herrschenden Pauperismus, dem unvertilgbaren Uebel einer zugleich zersplitterten und extensiven Wirtschaft".[49]) Und schon damals zeigt sich zum Ausgleich der fehlenden ausreichenden Feldbaumöglichkeit die Tendenz einer starken Uebersetzung der vielen Zwerggüter mit Vieh. Im Sommer wird die Weide bis zum Aeußersten ausgenutzt, und dann muß das Vieh bei fehlenden Futtervorräten den Winter durch hungern. Es soll vorgekommen sein, daß bei langandauerndem Winter das Stroh von den Dächern herabgerissen wurde zur Fütterung des Viehes.

Diese Not hatte eine immer stärker wachsende Verschuldung der Bauern zur Folge, ein Zeichen des kapitalistischen Einflusses. Dagegen konnte auch der Abt von St. Blasien nichts ausrichten, wenn er seinen Bauern bei Verlust des Lehens verbietet „nichts von Juden zu leihen". Neben Juden treten nun zu Krämern gewordene Bürger der Städte, die durch ihre kleinlichen Wuchergeschäfte bei den verarmten Landbewohnern Gewinne machen wollen. Weit größeren Einfluß als sie gewinnen aber die fremden Händler.[50]) Sie bringen allmählich den Bauern in ihre Abhängigkeit und bereiten damit den Boden für die kommende Epoche: sie werden zum Wegbereiter des Kapitalismus.

Mußte früher schon gegen den Raubbau im Walde eingeschritten werden, — wenn sich auch die Grundherren gegen den Regalherrn nur schwer durchsetzen konnten — so wehren sich nun die Waldbesitzer, besonders St. Blasien, mit allen Mitteln gegen die neue Gefahr, die ihren Wäldern droht: gegen die Holzschnefler. Auf die erlassenen Waldordnungen im Jahre 1464 und 1611 beschweren sich die Einwohner des Schönauer- und Todtnauertales mit folgender Eingabe: „Todtnau sei durch des Bergwerks Abgang und schädliche Brunst in gar große Armut und Verderben gekommen, sie könnten sich jetzt nicht anders als durch Viehzucht, Laub und Gras und Holzschnefelwerk ernähren, welch letzteres nicht auf dem Wasser, nicht auf der Achse, sondern auf dem Rücken ins Land zu bringen sei. Namentlich seien die Täler hinter Todtnau darauf angewiesen, in welchen nur wenig Ackerbau getrieben werden kann. Es sei ihnen die Ueberlassung der Wälder für Rebstecken, Schindeln, Zargen, für Schindel- und Spindelmacher, Drescher, Küfer, Löffler wie früher nötig, ferner sei Waldwaide zu gestatten, indem sie sonst Abgang an Anken und Käse hätten und dann die Abgaben nicht mehr entrichten könnten." [51])

Die Verwertung des Waldbestandes setzt nun auch immer mehr in anderer Richtung ein: im Holzverkauf nach Basel und im Verkohlen des Holzes für den Absatz ins Badische.[52]) Tscherter glaubt feststellen zu können, daß bereits um das Jahr 1400 Holz

[47]) Schaubinger, Clemens: Geschichte der Pfarrei Schönau auf dem Schwarzwald. Freiburg 1874, Seite 62.

[48]) Ehen mit 10 und mehr Kindern sind keine Seltenheit.

[49]) Gothein, Eberhard: Die Oberrh. Lande vor und nach dem dreißigjährigen Kriege. Z. G. O. F. Bd. I, Freiburg 1886, Seite 23.

[50]) Die Bedeutung dieser Händler hat Gothein in seiner Wirtschaftsgeschichte des Schwarzwaldes ausführlich geschildert.

[51]) Trenkle J. B.: Geschichte der Schwarzwälder Industrie, Seite 27.

[52]) Tscherter K. F.: Die einstige Flößerei im Wiesental. Stuttgart 1925, Seite 13 ff.

nach Basel verkauft und verflößt wurde. Auch in der Folgezeit mag reichlich Holz nach Basel verbracht worden sein. Ein größeres Ausmaß nahmen die Holzlieferungen, diesmal besonders aus dem Markgräflichen, im 16. Jahrhundert an. Der Erlös aus den damals geflößten Holzmengen diente in erster Linie der Abdeckung der vom Markgrafen in Basel aufgenommenen Darlehen.

Mit der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts setzt gerade aus dem oberen Wiesental das Verflößen von gewaltigen Holzmengen ein und zwar durch die Grundherren von Zell, die sich dadurch aus ihrer finanziellen Notlage retten wollen.

Die Wirren des folgenden Jahrhunderts unterbinden einen größeren Holzverkehr. Wohl auf Anregung der österreichischen Regierung selbst wird dann 1724—25 die Holzflößerei im Tale der Wiese wieder aufgenommen, und zwar wird nun fast ausschließlich Holz aus dem oberen Tale mit Genehmigung des Markgrafen durch dessen Gebiet nach Basel verflößt. Allerdings macht der Markgraf u. a. zur Bedingung, daß auch besonders markgräfliche Untertanen dabei beschäftigt werden. Es setzt gerade im 4. und 5. Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts eine allgemeine Not in diesem Gebiete ein, welche viele Einwohner der oberen Markgrafschaft (aus Hauingen, Brombach, Maulburg, Eichholz, Wieslet, Bürchau, Neuenweg, Gersbach, Eichen usw.) zur Auswanderung nach Siebenbürgen zwingt. Bei dem Flößen wurden aus der Markgrafschaft 400 Leute benötigt. Um die ungeheuren Holzmengen [53]) besser nach Basel verflößen zu können, wurde eigens hierzu ein Floßkanal angelegt, der oberhalb Hausen seinen Anfang nahm.

So nahmen die Waldbestände mehr und mehr ab. Nachdem im Jahre 1746 der erste Vertrag abgelaufen war, gelang es Basel im Jahre 1748, einen weiteren Holzlieferungsvertrag abzuschließen. Da nun die Holzarbeiter und Flößer von der Stadt Basel direkt angestellt wurden, nahmen auch die Basler selbst die Versorgung der Leute mit Lebensmitteln, Wein und dergl. in die Hände (Akten GLA).

Mit Basler Kapital wird 1746 im Todtnauer Wald ein Kanal angelegt, an dem 200 Mann beschäftigt waren.[54]) Der reiche Waldbestand verschwindet so immer mehr. Im Jahre 1759 nahm dann das Flößen nach Basel ein Ende, nachdem in diesem Jahre Vogt Meinrad Montfort von Zell nochmals die Erlaubnis erhalten hatte, 3—400 Klafter Brennholz zu verflößen. Montfort und mit ihm Stadthalter Marget von Schopfheim verflößten in der Folgezeit allerdings noch kleinere Mengen, doch gewinnt die Flößerei keine große Bedeutung mehr. Ihr sicheres Ende dürfte in den 90er Jahren des 18. Jahrhunderts liegen.

---

[53]) In den Jahren 1726—29 allein 5 563 Klafter Buchenholz und 1730—32 22 388 Klafter Buchen- und Tannenholz.

[54]) Tscherter a. a. O. Seite 59.

B. Die frühindustrielle Zeit.

a) Im oberen Wiesental.

1. Textil-Hausindustrie.

Die ganze geschichtliche Entwicklung hatte dem Kapitalismus vorgearbeitet und ihm den Weg geebnet. Doch war es bei Berücksichtigung aller Gegebenheiten nicht denkbar, daß sich in unserem Untersuchungsgebiet das Neue ohne Anstoß von außen entwickeln würde. Es „lebte in diesem beständig von außen gefährdeten Lande, in diesem Sorgenkinde der österreichischen Politik, doch alles in dem Zustand einer behaglichen Anarchie und es wäre schwer zu erweisen, daß irgend jemand von selbst aus ihm herauszukommen begehrte. Hier mußte jeder Anstoß von außen kommen."[1]) Und diese Einstellung überdauerte auch die ganze folgende Zeit des eindringenden Kapitalismus. Daraus ist auch der Widerstand zu verstehen, den die Bauern im Jahre 1753 der Steuerreform, der Vermessung und Ertragsschätzung ihrer Aecker entgegensetzten. Obwohl Maria Theresia damit „die gottgefällige Gleichheit in Steuersachen" durchführen wollte, kam es vor, daß die Bauern „im oberen Wiesental ihr Vieh in einsamen Schluchten versteckten, als ob der Feind im Anzug sei." [2])

Trotz diesem im dortigen Menschenschlag wurzelnden Mißtrauen gegen alles Neue konnte sich die Hausindustrie verhältnismäßig leicht durchsetzen, denn sie gab der verarmten Bevölkerung Arbeit und Verdienst. Gerade die Tatsache, daß die Hansindustrie den Menschen nicht aus Familie und Haus herausriß, brachte es mit sich, daß innere Widerstände rasch überwunden waren.

Die Grenze wurde zum Schicksal für unser Gebiet; ohne die Nähe und den Einfluß der Schweiz hätte die wirtschaftliche Entwicklung nie diese Richtung genommen. Und wie gerade die Schweiz dazu befähigt war, soll uns kurz beschäftigen. Es stehen einander gegenüber das weitaus überwiegend agrarische Wiesental, kapitalarm, übersetzt mit einer meist armen Bevölkerung, verschuldet an die Händler; andererseits die kapitalreichen Unternehmer der Schweiz, die im benachbarten Grenzgebiet nach einem neuen Betätigungsfeld und neuen Gewinnmöglichkeiten suchten. Der Rhein war nie Grenze, auf beiden Seiten wohnte der gleiche Volksstamm, sprach man gleiche Sprache, hatte man das Gemeinsame von Jahrhunderten her nicht vergessen, auch nicht nach der tatsächlichen Trennung (1499). Grundherrschaften hatten ihren Besitz auf beiden Seiten des wilden Rheines, und die Entstehung der Städte in der ländlich agrarischen Welt brachte mit erhöhter wirtschaftlicher Tätigkeit erhöhten Verkehr und erhöhten Austausch. Die Messe von Zurzach war Markt sowohl für Oberdeutschland, wie für die Schweiz. Mit der Verselbständigung der Schweiz hören die beiderseitigen wirtschaftlichen Beziehungen nicht auf, die Wirtschaft als solche nimmt nur eine andere Entwicklung. Das nahe deutsche Gebiet und auch das Wiesental gehen hinein in die Wirren des dreißigjährigen Krieges, der Erbfolgekriege, der Raubzüge Frankreichs, seine Wirtschaft erlahmt, wird starr, bleibt träge am Ueberkommenen kleben. Dagegen kommt in das wirtschaftliche Leben der Schweiz seit Mitte des 16. Jahrhunderts neues Leben; dieses Leben setzt sich auf dem Gebiet des freien Gewerbes durch gegen die verkalkten zünftlerischen Formen der Stadtwirtschaft. „Das Land wird industrielles und kapitalistisches Frühland und es wird, Deutschland weit voraneilend, bis gegen Ende des

---

[1]) Gothein Eberhard: „Der Breisgau unter Maria Theresia und Josef II." Neujahrsblätter der Bad. hist. Kommission. Neue Folge 10, Heidelberg 1907, Seite 13.
[2]) Gothein Eberhard: Ebenda, Seite 16.

18. Jahrhunderts das verhältnismäßig industrialisierteste Land des Kontinents.[3]) Die lange Friedenszeit begünstigte in der Schweiz die Kapitalbildung, der Krieg der Nachbarvölker Deutschland und Frankreich umbrandete wohl die Eidgenossenschaft, ohne sie aber in Mitleidenschaft zu ziehen, vielmehr gewann die Schweiz in wirtschaftlicher Beziehung. Sie machte sich nicht nur die Fluchtkapitalien des Auslandes zunutze — hier besonders die Grenzstadt Basel — sie profitierte auch von den Handelsgewinnen, von den Handelsprivilegien in Frankreich, von seinen Kriegsgewinnen, in Basel auch von einem einträglichen Schmuggel und in der Kriegszeit von Warenlieferungen, die, z. T. im Wiesental aufgekauft, beim Feinde gutzahlende Abnehmer fanden. Selbst den Krieg meidend, gewann die Schweiz durch den Krieg, ganz abgesehen vom Söldnersolde, den die Schweizer in fremdem Dienste erhielten. Und dieses aufgespeicherte Kapital wurde bei der ganzen Gesinnung des in Frage kommenden Bevölkerungskreises wenig unproduktiv verwendet, und es blieb auch von großen Kapitalzerstörungen unberührt. So kann man im 17. und 18. Jahrhundert im Verhältnis zum eigenen Bedarf der Schweiz von einem kapitalübersättigten Lande sprechen, war doch der Zinsfuß zeitweise nur 2%.[4])

Die entscheidende Rolle im Wandel der Wirtschaftsform und in der industriellen Entwicklung kam aber den Refugianten zu. Nicht nur, daß sie ihr Kapital in der Heimat flüssig machen mußten und nun hier Anlage suchten — gerade Basel nahm ja nur bedeutende Geschlechter auf, die auf das ganze wirtschaftliche Leben befruchtend einwirken konnten. Es waren nicht die schlechtesten, die um ihrer Ueberzeugung willen die Heimat aufgaben und mit einer unsicheren Zukunft eintauschten. Denn dieses Losgelöstsein und Auf-sich-selbst-gestellt-sein verlangte energische Naturen und den Mut zu Neuem, war andererseits ein Grund für einen engen Zusammenschluß der Refugianten untereinander, woraus dann die länderumspannenden Handelsbeziehungen entstehen konnten und entstanden. Zur nationalen Isolierung kam noch ihre religiöse Einstellung als ein Sporn des Handelsgeistes. Als Betätigungsfeld blieb ihnen nur der Handel und das unzünftlerische Gewerbe, und hier sollte gerade die Baumwollindustrie die überragende Bedeutung gewinnen. — Mit dem Eintreten des Kaufmanns in die Produktionssphäre beginnt die neue Betriebsweise und der neue Geist seinen Siegeszug. Daß dieser kapitalistische Geist im Rahmen der Zünfte und später auch in den engen Mauern der Stadt sich nicht auswirken konnte, ist klar. Der Haß des zünftlerischen Handwerks gegen Fürkauf, gegen Gesellschaften, gegen das Großkapital wächst in dem Maße, wie sie in ihrer Selbstbeschränkung und Abriegelung absterben, wie sie sich daran gewöhnen, in ihrer Stadt die Welt zu sehen und das Wohl ihrer Zünfte als Staatszweck zu betrachten.[5])

„Man verharrt absichtlich auf einem Standpunkt, den zu überwinden man nicht die Kraft fühlt, man pflegt in solch selbstgewählter Beschränkung die kleinen Tugenden und täuscht sich mit der Ueberzeugung, daß sie die großen in der Energie des Wollens wurzelnden ersetzen können, man glaubt stehen zu bleiben und schreitet eben deshalb zurück.[6]) Immer mehr geht der Zug der Industrie so auf das Land, „wo die wirtschaftliche Bewegung freier oder doch weniger kontrollierbar" ist,[7]) wo billigere Arbeitskräfte zur Verfügung stehen, wo dann die Hausindustrie des Spinnens und Webens sich Heimatrecht sichert, während Färberei und Appretur in den Städten vereinigt bleiben.

---

[3]) Bächtold Hermann: Die schweiz. Volkswirtschaft in ihren Beziehungen zu Deutschland in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in „Die Schweiz im deutschen Geistesleben" Seite 20.

[4]) Bächtold Hermann: a. a. O. Seite 37.

[5]) Gothein Eberhard: Die oberrh. Lande vor und nach dem dreißigjährigen Kriege in Z. G. O. N. F. Band I, 1886, S. 17.

[6]) Gothein Eberhard: a. a. O., Seite 20.

[7]) Geering Traugott: Handel und Industrie der Stadt Basel, Seite 592.

In Basel haben schon 1646 die Zünftigen die Herstellung von „gemeinen Artikeln" den Fabrikanten überlassen müssen und sich beschränkt auf speziell handwerkliche Qualitätsarbeit. Dabei wendet sich schon damals eine handwerkliche Opposition gegen die Hausmanufaktur, die bereits in die Markgrafschaft hinübergreift. Während sich aber in Deutschland nach dem großen Kriege die Städte (z. B. Freiburg) starr auf die alte Zunftverfassung festlegen und jeden technischen Fortschritt ablehnen, hat in Basel bereits im 17. und 18. Jahrhundert das Handwerk die Zeichen der Zeit erkannt. Es hat eingesehen, daß die handwerkliche Produktion in mittelalterlicher Form wohl für eine rein lokale Bedarfsdeckung in der fast geschlossenen Stadtwirtschaft hinreichte, bei geringer Verkehrsverflechtung und bescheidenen Bedürfnissen, daß sie aber den seit der Renaissance gewaltig gestiegenen Bedürfnissen nicht mehr gewachsen war und als zünftiges Lohnwerk nicht mehr mit der ländlichen Hausmanufaktur konkurrieren konnte.

In dem Maße, wie sich bei steigendem Bedarf die kaufmännisch geleitete hausindustrielle Textilmanufaktur in der Schweiz ausbreitet und die Arbeitskräfte knapper werden, steigert sich der Arbeitslohn. Was lag näher, als die billigen Arbeitskräfte in den gegenüberliegenden vorderösterreichischen Gebieten für sich zu gewinnen! Dort tritt nun der Fabrikant das Erbe der fremden Händler an; an die Stelle der Handelsvormundschaft tritt die Arbeitsgelegenheit mit dem Verdienst. Und gerade frühere Handelshäuser sind es vielfach, die später als Arbeitgeber, als Verleger auftreten (Kilian). „Der schweizerische Industrielle löste den italienischen Hausierer in der ökonomischen Herrschaft über diese Bevölkerung ab".[8])

Schon in den Jahren 1680—90 lassen Züricher Industrielle im Todtnauer Tale „an kleinen Rädern rohe Baumwolle spinnen". Durch häusliche Hanf- und z. T. auch Wollenspinnerei war das Spinnen allgemein in Uebung, berichtet doch schon das Weistum von St. Blasien 1383 von seinen Hörigen: „Sie sollend ouch dem gotzhus spinnen, ouch je das Gut, als es ihnen verschrieben ist, und sollend dies Geweben antwurten in das kloster, man soll aber ienen den Züg gen den sie sollen spinnen, Hanf oder Wolle und Liecht darzu".[9])

Eine gewisse Voraussetzung für die Möglichkeit einer Hausindustrie liegt in verschiedenen Momenten, so in unserem Gebiet besonders darin, daß sowohl Frauen und Kinder in der neuen Industrie Beschäftigung finden, ferner auch in dem Umstand, daß die im Grund einfache Technik keine teuren Werkzeuge erfordert und daß die große Transportfähigkeit des Rohmaterials und des Produktes eine so dezentralisierte Betriebsform erlaubt.[10]) Andererseits bildet die Verbindung mit der Landwirtschaft auch in physischer Beziehung einen gewissen Ausgleich.[11])

Mit der steigenden Beschäftigungsmöglichkeit in der Hausindustrie, die Hand in Hand ging mit einer Bevölkerungszunahme, stieg auch die Heiratsziffer, hieß es doch, daß zwei Spinnräder „zum Heurathen" genügten und leichten und reichlichen Verdienst beschafften. Hatte früher nur heiraten dürfen, wer mindestens ein halbes Haus besaß, so fielen solche Beschränkungen jetzt weg. Einführung und immer vermehrter Anbau von Kartoffeln gaben überdies eine bessere Nahrungsgrundlage.

Nach 1740 setzt, unterstützt durch die merkantilistische Politik einer Maria Theresia und eines Joseph II., die Erschließung des oberen Wiesentales für die hausindustrielle Tätigkeit erst richtig ein. Maria Theresia schreibt selbst dazu: „ich sehe je länger je

---

[8]) Gothein: Wirtschaftsgeschichte, Seite 742.

[9]) F. J. Mone: Die Weberei und ihr Beigewerbe vom 14. bis 16. Jahrhundert Z. G. O. Band 9, Seite 132.

[10]) Schriften des Vereins für Sozialpolitik, Band 39, 1889, S. 63.

[11]) Ebenda, Seite 99.

mehrers das in denen Ländern keine genugsame sorg auff commercien und manufacturn angewendet werde, wo doch dise das alleinige mittel seynd, umb denen Ländern auffzuhelffen und frembdes Geld in selbe zu bringen ...." [12]) Gerade die Textilindustrie fand eifrigste Förderung durch die Regierung, da sich besonders auf diesem Gebiete der Verlust Schlesiens nachteilig auswirkte.

Das obere Wiesental wird der Hauptsitz dieser Hausindustrie; die Schweizer Fabrikanten stellen Kommissionäre (im Schwarzwald Ferger genannt) an, die das Rohmaterial verteilen, die Geräte beschaffen, das Fabrikat wieder abholen und die Ware im Stücklohn bezahlen. Dadurch, daß die den Heimarbeitern überlassenen Gerätschaften nicht als Kreditum galten, sondern als Depositum, sicherten sich die Fabrikanten ihre Heimarbeiter. Dies sollte vorteilhaft werden, als später der Konkurrenzkampf zwischen fremden und einheimischen Verlegern einsetzte. Die Gründung einer Landesmanufaktur (1750) unter Graf Schauenburg brachte allerdings keinen großen Erfolg. Dagegen haben die Unternehmen der beiden Verleger Josua Andr. Kilian, und M. Montfort größere Bedeutung gewonnen. Typisch ist, daß diese einheimischen Verleger nicht aus dem Handwerkerstande, nicht aus dem Bauernstande hervorgegangen sind, sondern aus den eingewanderten Familien, die sich früher durch ihren Handel bereichert hatten, z. T. bei eben diesen verarmten Leuten, die nun als Heimarbeiter in ihre Dienste treten.[13])

Kilian begann im Jahre 1750, und es gelang ihm sogar, sich 1754 ein privilegium exclusivum für den oberen Breisgau auf 10 Jahre zu sichern. Gleichzeitig wird ein Spinntarif herausgegeben, der niedrigere Löhne festsetzt, als die Schweizer Verleger bezahlen.

Mit zunehmender Ausbreitung der hausindustriellen Spinnerei und z. T. Weberei setzt gerade im Wiesental ein ungeheurer Konkurrenzkampf ein. Mit allen Mitteln suchen die Schweizer Verleger, den Einheimischen die Arbeitskräfte abspenstig zu machen. Sie zahlen einen höheren Spinnlohn und veranlassen die Leute, die gute Baumwolle an sie zu verkaufen und von den Schweizern gelieferte schlechtere für Kilian zu verspinnen. Andererseits setzt aber gerade hier das Trucksystem in erhöhtem Maße ein, nicht so sehr durch Verleger als durch ihre „Faktoren". So beschwert sich Kilian im Jahre 1760, daß sein Faktor Montfort in der Vogtei Zell die Einführung der Seidenkämmlerei dadurch unmöglich gemacht habe, daß er das von Kilian „von Zeit zu Zeit empfangene bare Geld für sich behalten und die Arbeiter mit Spitzen und Bändel, Tabak, Zundel, Feuerstein, in höchstem Preis berechnet, ausbezahlt, wodurch den Leuten Lust und Mut zur Arbeit verging" (Akten Zell, GLA.). Diesem Trucksystem und den niedrigen Löhnen setzen die Verlegten ihre Unredlichkeiten gegenüber. Kilian klagt darüber: „es kann nicht genugsam vorgestellet werden, wie schlechtes Gewissen die meisten Spinnerinnen haben, besonders da dieselben noch darzu von gewissen Leuten unterstützet werden, von zwei bis drei Ztr. rohe Baumwolle haben mir schon abgeleugnet werden wollen. Durch Beichtväter und Pfarrherrn sind mir schon ein und andere Restitutiones beschehen; allerhand Vorteil und Betrügereien geschehen, viele fürchten sich keine Sünd, zwei drittel grobes Garn unter das Raine zu verbergen und den Lohn zu begehren und nemmen als wann alles rain wäre. Einige hingegen legen das Garn über Nacht in den Keller auf den feuchten Boden, Beschweren dasselbe mit Stain oder henken selbiges über ein siediges Wasser daß der Dampf dareinschlaget und schwehrer werde, ander streuen weiß Sand oder klein Steinlein

---

[12]) Pribram Karl: Geschichte der österr. Gewerbepolitik von 1740—1860. Band I. Leipzig 1907, Seite 26.

[13]) Die Montfort sind savoyardischer Herkunft. Bereits der Großvater des Meinrad Montfort erscheint in den Kirchenbüchern als „mercator". Vergl. Lais Eduard: Die Bevölkerung des Kirchspiels Schönau, „Das Markgräflerland", 2. Jahrg. S. 15 ff.

in die Stränglein, rollen es zusammen, damit man es nicht merke und können öfters auf jedes Pfund zwei, drei und mehr Loth Rohbaumwolle zurückbehalten, welche Betrügereyen erst in denen Webereyen an Tag kommen“ (Akten Zell, GLA.).

Unter solchen Umständen beginnt der Stern Kilians zu sinken. Sein früherer Ferger M. Montfort wird zum Verleger für einen großen Teil Vorderösterreichs. Schon als Ferger Kilians hat er nebenher Baumwolle von Basler Handelshäusern bezogen und in der Vogtei Zell spinnen und in Laufenburg weben lassen. Ein Privilegium hat er dagegen nie erlangt. Trotzdem nimmt sein Unternehmen eine gewaltige Ausdehnung.

Im Jahre 1764 hat Montfort bereits auch Bleichen in Zell und Staufen. Es werden dort nicht nur die eigenen Fabrikate gebleicht, sondern auch Baumwollzeuge von Basel und Mühlhausen, für welch letztere Montfort Zollfreiheit erreicht.[14]) Neben Montfort hatte ein Weber von Zell, Anton Gebhardt, im Jahre 1764 auf eigene Rechnung 20 Weber und hundert Spinner, konnte sich aber nur bis 1766 halten. Das Montfort'sche Unternehmen aber entwickelt sich weiter, und bald beschäftigt Montfort in der Vogtei Zell und Umgebung fast alle Familien. Vielleicht hat dabei das Spinnpatent der Regierung vom Jahre 1765 einen Einfluß, welches bestimmt, daß überall das Spinnen eingeführt werden soll, besonders für Jugendliche von 7—15 Jahren und auch Erwachsene. Für alle Untertanen wird die allgemeine Arbeitspflicht dekretiert.

Trotz des günstigen Fortgangs des Unternehmens will sich Montfort mit dem Erreichten nicht zufrieden geben und verlangt: Hohen Ausfuhrzoll auf Garn, Verbot alles Webens und Druckens im Ausland, Anweisung an die Kaufleute, nur einheimisches Fabrikat zu kaufen, strenge Tarife und Konzessionierung der Ferger mit bestimmten Bezirken; er vermag aber die Regierung nicht für seine Pläne zu gewinnen. Vielleicht kann man gerade aus diesen Vorschlägen schließen, welch weites Ziel sich sein Unternehmergeist gesteckt hatte. In seinem ganzen Denken zeigt sich Montfort als ein Kapitalist reinsten Stils, worüber auch nicht die Tatsache hinwegtäuschen kann, daß gerade er es war, der mit seinem Unternehmen die Bevölkerung des oberen Wiesentales aus der Not herausgerissen hat. Bei den früher herrschenden trostlosen Verhältnissen war selbst ein Verdienst von höchstens 20 Kr. pro Tag bei einer Arbeitszeit von morgens 4 Uhr bis abends 10 Uhr ein Gottesgeschenk.

Die soziale Lage der Bevölkerung wird dadurch grundlegend umgestaltet. Gerade die Tatsache, daß Frauen und besonders Kinder mithelfen, läßt den Verdienst bei den allgemein recht kinderreichen Familien doch bedeutend erscheinen. So soll der von Montfort bezahlte Gesamtarbeitslohn im Jahre 1785 schon 40 000 fl betragen haben, wobei aber wegen der landwirtschaftlichen Arbeit vielfach nur im Winter für den Verleger gearbeitet wurde. Im Jahre 1778 läßt Montfort eine Anzahl Weber aus Augsburg kommen, die etwa dreihundert einheimische Weber für feinere Tücher, die in Lörrach, Basel und Colmar bedruckt werden, anlernen. Allgemein wird anerkannt, daß in der Vogtei Zell das feinste Garn gesponnen wird.

Der Absatz ging nicht an den letzten Verbraucher, sondern vielmehr in der Hauptsache in die nahe gelegenen Druckereien. Bis in die 90er Jahre hinein war der Absatz durchaus gesichert, konnte doch der Bedarf der Indiennefabriken in Lörrach und besonders in Mülhausen kaum befriedigt werden. Wir sehen also bis in jene Jahre deutlich, daß das Wiesental in mehrfacher Beziehung für die Textilindustrie günstig war: einmal der günstige Rohstoffbezug, ein billiger Arbeitslohn als Hauptkostenelement und die Nähe eines günstigen Absatzgebietes. Schon damals mußte sich aber als Hauptschwierigkeit

[14]) Wir haben also schon zollfreien Veredelungsverkehr.

für die Textil-Hausindustrie ein Umstand herausstellen: Die Absatzverhältnisse, — ging doch bisher fast der ganze Absatz an die im Ausland gelegenen Fabriken . Und in dieser Abhängigkeit lag die Gefahr und gleichzeitig auch die treibende Kraft für Montfort, sich die freie Einfuhr in die österreichischen Lande zu sichern.

Mit der französischen Revolution setzt aber allmählich der Umschwung ein; die Einfuhr nach dem Hauptabsatzgebiet, dem Elsaß, wird gesperrt. Noch im Jahre 1791 lieferte Montfort zwar insgesamt 646 Stück Tuch innerhalb 3 Monaten nach Rom, Wien, Konstantinopel, Philadelphia, Petersburg, Warschau, London. Aber bereits im Jahre 1790 mußten Meinrad und Peter Montfort bei der Regierung um ein Darlehen einkommen, nachdem schon früher, in den 70er Jahren, ein Darlehen gewährt worden war.

Von vornherein hatte Oesterreich davon abgesehen, in seinen, rings von anderen Territorien umgebenen Vorlanden, sein Handels- und Mautsystem einzuführen und hat damit dieses Gebiet in seinen ganzen Beziehungen auf seine Nachbargebiete hingewiesen. In gleicher Weise hatte ja auch Colbert die erworbenen R h e i n p r o v i n z e n, besonders das Elsaß, außerhalb seines Zollsystems gelassen. Beide Staaten haben also der Wirtschaftsstruktur der Grenzgebiete Rechnung getragen. In den Zeiten der Entfaltung des Wirtschaftslebens konnte der Freihandel zwischen Schweiz, Elsaß, Vorderösterreich und Markgrafschaft ein großer Vorteil sein, anders dagegen im Niedergang.

Am 2. August 1790 erläßt dann Osterreich eine Verordnung, wonach diejenigen vorderösterreichischen Manufakturwaren, „die auf den Nahrungsstand dieser Länder einen vorzüglichen Einfluß haben", zollfrei in die österreichischen Lande eingeführt werden können. Damit wird den Baumwollgeweben ein neues Absatzgebiet eröffnet. Die Langsamkeit und die Umständlichkeit der österreichischen Verwaltungsorgane machen die Hoffnungen, die Montfort an diese Maßnahme geknüpft hat, fast ganz zunichte. Wenig nützt es ihm, wenn ihm die österreichischen Fabriken die Abnahme seiner Waren zusichern, falls er sich auf gröbere Gewebe festlegt.

Langsam wird auch dieses größte Unternehmen, dessen Arbeiterzahl auf 2000 geschätzt wird, in den allgemeinen Verfall hineingezogen. Im Jahre 1795 berichtet Montfort, daß sein Unternehmen in wenigen Jahren folgende Lohn-Summen ausbezahlt habe:

In der Herrschaft Zell an 500 Haushaltungen	12 000 fl.
In der Herrschaft Wehr	5 000 fl.
In der Herrschaft Rheinfelden und benachbarten Orten	8 000 fl.
In der Vogtei Schönau	12 000 fl.
In verschiedenen Orten	2 000 fl.
Vom Gesamtbetrag von	39 000 fl

kommen auf Spuler, Zettler, Schreiner, Dreher und dergl. Handarbeiter 15 000 fl.

Mit dem Niedergang der Textil-Hausindustrie kommt auch sofort eine energische Senkung des Arbeitslohnes um 25 % und bis zu 50 %; gleichzeitig setzen damit erneut Betrugsversuche ein, die, nie ganz verschwunden, nun mit schwersten Strafen ausgerottet werden sollten. Der Amtmann von Schönau bemerkt hierzu, es sei schade, daß diese Verordnungen erst auf dem absteigenden Ast der Spinnerei kommen, sie könnten die „Chose" auch nicht mehr retten. Mit dem Schwinden des Absatzes von Baumwollfabrikaten nach Frankreich tritt auch bei den Schweizer Fabrikanten ein Rückschlag ein, und sie geben ihre geringen Aufträge nun ihren Stammesgenossen in der Schweiz und ziehen sich aus unserer Gegend allmählich ganz zurück. Höchstens versuchen sie, auf betrügerische Weise ihre Waren im Breisgau abzusetzen, wodurch die dortigen Fabrikanten noch mehr geschädigt werden. Das Montfort'sche Unternehmen aber zer-

splittert immer mehr. Mehrere Ferger und bemittelte Personen lassen nun Baumwolle auf eigene Rechnung spinnen und weben. Sie kaufen das Garn bei inländischen Handelsleuten, lassen zu Hungerlöhnen für sich arbeiten, und Hausierer (Gängler) übernehmen den Absatz der meist schlechten Waren. Zum Teil suchen die Fabriken von Mülhausen, für die der Anschluß an Frankreich einen neuen Aufschwung einleitet, ihren starken Warenbedarf aus dem Wiesental einzudecken, indem sie den notleidenden hausindustriellen Arbeitern einen bis um 33% ermäßigten Preis aufzwingen, und das so gekaufte Garn im Elsaß einschmuggeln.

Wie immer in Zeiten der Not versucht man durch Besinnung auf die im eigenen Raum gelegenen Möglichkeiten einen Ausweg zu gewinnen, und so wird von verschiedenen Seiten, besonders auch von der Regierung, vermehrte Hanf- und Flachsproduktion und -verarbeitung empfohlen, um der Bevölkerung Auskommen und Verdienst zu schaffen.

In der Vogtei Zell war die Bevölkerung in der Blütezeit der Textilindustrie um das dreifache gestiegen und im oberen Wiesental und in der Grafschaft Hauenstein in dreißig Jahren um ein Drittel gewachsen,[15]) sodaß der Boden bei weitem nicht den Nahrungsbedarf decken konnte und in der Vogtei Zell beinahe 75 % des jährlichen Fruchtbedarfs von auswärts gekauft werden müssen. Aehnlich ungünstige Verhältnisse herrschen in der Vogtei Schönau. Der Spinnlohn sinkt bis auf ein Fünftel oder ein Sechstel des früheren. Segensreich wirkt sich der Kartoffelanbau aus, der neben der Viehzucht und geringem Körnerbau ein wertvolle Ergänzung darstellt. Es soll nach dem Aktenbericht eines Müllers vorgekommen sein, daß selbst gedörrte Kartoffeln zum Mahlen mit dem Roggen in die Mühle gebracht wurden, um so mehr Brotmehl zu erhalten.

Mit dem Jahre 1807 kommt dann das Ende der Montfort'schen „Baumwollfabrik". Im Mai 1808 muß allgemein das Auswanderungsverbot, ein Ueberrest der merkantilistischen Bevölkerungspolitik, aufgehoben werden, und viele Baumwollweber ziehen nach Mülhausen, wo sie auch Beschäftigung finden. All diese wechselnden Geschicke im Laufe der Jahrzehnte und Jahrhunderte sind nicht spurlos am Menschen des oberen Wiesentales vorübergegangen. So kann Gothein [16]) mit Recht feststellen: „Es mußte zuerst die entsetzliche Schule des dreißigjährigen Krieges, dann die strenge einer langsamen zähen Arbeit, zuletzt die erfolgreiche, alle Kräfte des Geistes anspannende einer Industrie, die mit wechselndem Erfolg für entfernte Länder arbeitet, kommen, damit dieser Volksstamm werde, wie er geworden ist: ernst und kühn, zäh und unternehmungslustig zugleich."

In dem allgemeinen Untergang tauchen allerdings noch zwei Unternehmen auf, die sich am Hauptsitz der Textilindustrie im oberen Wiesental, in Zell, halten können. Und zwar:

1. Rümmele und Philipp, Manufaktur von Baumwolltuch und Ratin. Jährlich ließen sie 70 Ztr. Baumwolle verarbeiten, produzieren gegen 900 Stück Tücher, 200 Stück Ratin und verkaufen etwa 15 Ztr. Garn. Im Jahre 1810 beschäftigen sie 300 Spinner und 85 Weber.

2. Ein ähnliches Unternehmen von Joseph Peter Stib läßt jährlich 150 Ztr. Baumwolle verarbeiten und verkauft etwa 1200 Stück Tücher, 250 Stück Ratin und 60—70 Ztr. Garn bei einem Gesamtumsatz von jährlich 160 000 fl. Im Jahre 1815 werden 300 Weber und Handspinner beschäftigt.

In ihrer Dauer reichen diese beiden Unternehmen wohl noch hinüber in das 19. Jahrhundert. Aber schon tritt von England aus die Spinnmaschine ihren Siegeszug an und beginnt sich in der Schweiz die Spinnmaschine das Gebiet der Baumwollindustrie zu er-

[15]) Gothein: Wirtschaftsgeschichte a. a. O., Seite 768.

[16]) Gothein Eberhard: Die oberrh. Lande vor und nach dem Dreißigjährigen Kriege, Seite 15.

obern. Die Continentalsperre verlangsamt diese Entwicklung in der Schweiz und in Oberdeutschland. Die Gründung einer Maschinenfabrik, die gleich zu Beginn des 19. Jahrhunderts in St. Blasien möglich war (1809) und als Selbstverständlichkeit hingenommen, ja sogar begrüßt wurde, war kurz vor der Jahrhundertwende ein Vergehen, das nicht nur den Unwillen der Bevölkerung, sondern auch den energischen Widerstand der Regierung hervorrief. Es mußte erst der Niedergang und die Arbeitslosigkeit um die Jahrhundertwende kommen und vielleicht auch der Anschluß an Baden, um, zusammen mit vielen anderen Gründen, die Spinnmaschine nicht mehr als Werk des Teufels, sondern als das Triumphzeichen des neuen Jahrhunderts erscheinen zu lassen.

Den Versuch, eine von ihnen erfundene Spinnmaschine in Tätigkeit zu setzen, unternahmen zwei Schweizer Mechaniker im Jahre 1794 in Säckingen. In der Angst, daß durch diese Maschine, „die so viel Baumwollgarn spinnen könne, wie hundert Personen", den Handspinnern in der Grafschaft Hauenstein und im oberen Wiesental, (wo mehr als ein Drittel der Menschen von Baumwollspinnerei leben), das tägliche Brot genommen werde, wird die Einführung verboten. Auch die Widerlegung aller Einwände durch die Unternehmer kann die Regierung in ihrer bürokratischen Einstellung nicht beeinflussen. Es bleibt beim Verbot.

Wie eine Verheißung wirkt es aber, wenn die beiden Neuerer in ihrer Denkschrift mit dem Optimismus des Menschen des 19. Jahrhunderts schreiben:

„Darum sei die Erfindung einer oder mehrerer Maschinen niemals den Menschen nachteilig, sondern gerade das Gegenteil: kann man erst mit wenig Mühe ein großes Quantum Garn erzeugen, dann werde man auch sofort die Leute zu den andern Arbeiten nötig haben und viel besser als jetzt jeden nach seiner Begabung verwenden, und so würden die Menschen glücklicher sein und mehr Verdienst haben, der Staat hätte mehr Einkünfte zu erwarten und das Land werde eines der blühendsten sein, die je ein Volk bewohnt hat." [17])

2. Holz-Hausindustrien, insbesondere Bürsten-Hausindustrie.

Während sich besonders im *mittleren* Wiesental die Baumwollindustrie — wenn auch nur in kümmerlichen Resten — bis in das 19. Jahrhundert hinein erhielt, hatte sie im abgelegenen Todtnauer Tale schon früher ihr Ende gefunden. Bereits in der Zeit einer ersten Absatzschwierigkeit um 1740 war in der Todtnauer Gegend wieder die Not eingekehrt,[18]) und auch in den folgenden Jahrzehnten hat Todtnau seine frühere Bedeutung in der Baumwollindustrie nicht mehr einnehmen können. Das Hauptgewicht der Baumwoll-Hausindustrie verschob sich mit den 60er Jahren in's *mittlere* Wiesental und gruppierte sich um den Mittelpunkt *Zell*. Die relativ geringere Bevölkerungszunahme im Todtnauer Tale gegenüber dem sprunghaften Emporschnellen in der Vogtei Zell hat darin und wohl auch in einer Abwanderung in die Gebiete um Zell ihren Grund.

Es bleiben als Hausindustrie in der Todtnauer Gegend jene kleinen „Industrien", die ihre Rohstoffe im heimischen Wald gewinnen und die Produkte nach der Verarbeitung in der nächsten Nähe absetzen.

In den 70er Jahren des 18. Jahrhunderts sind Klagen gegen die holzverzehrenden Gewerbe nicht selten. So beschweren sich die Gemeinden Schönau und Todtnau gegen die sog. „Stöckle- oder Leistschneider, sodann Spähn-, Rechen- und Gabelmacher", die sehr viel Holz brauchen und verarbeitet „außer die österreichischen Lande führen". Weiter klagen sie: „so wird doch selten oder gar kein Stamm gefunden, welcher nicht von den Harzern

---

[17]) Gothein: Wirtschaftsgeschichte, Seite 758.
[18]) Gothein: ebenda, Seite 826.

oder Schindelmachern angehauen wäre." Alle Verbote dagegen nützen nichts. Ebenso würden „die Schmiede, Färber, Krumholzer, Hutmacher, Becker das erforderliche Holz aus dem Walde holen und einige Bürger tragen keine Scheu . . . Kohl zu brennen und solches sowie auch Dielenbäume und andere Holzwaren, sowohl bei tag als nächtlicherweise außer landes zu verführen und den auswärtigen zu verkaufen" (Akten, GLA.).

Besonders in der langen Winterszeit verfertigen die Schnefler[19]) die täglichen Bedarfsartikel wie Schüsseln, Teller, Gabeln, Schaufeln, Truhen, Schachteln sowohl für den eigenen Verbrauch als auch für den Verkauf. Die Lehenszinse an das Kloster St. Blasien müssen zum Teil in Holzwaren geliefert werden.

Daneben verfertigen Schindelmacher aus Tannenholz die Ziegelschindeln, ebenso auch die Zirkelschindeln, die gegen die Einflüsse der Witterung schuppenartig die Außenseiten der Häuser bedecken.

Nie aber ist es im oberen Wiesental zur Herausbildung einer größeren Schnefler- und Küblerindustrie wie im nahen Bernau und Menzenschwand gekommen.

Von einiger Bedeutung war noch die Zunderfabrikation. Ursprünglich lieferten der Löcherpilz oder Weidenschwamm, die an verschiedenen Bäumen im Schwarzwald parasitisch wuchsen, das Rohmaterial, das zu Feuerzünder, als Blutstillungsmittel und zu Mützen verarbeitet wurde, Erzeugnisse, die den allgemeinen Bedürfnissen angepaßt, guten Absatz fanden.

Die jüngste aber bedeutendste Hausindustrie sollte aber die Bürstenmacherei werden. Sie ist in ihrer ganzen Art herausgewachsen aus dem abgelegenen Todtnauer Tale und wahrt bis weit ins 19. Jahrhundert hinein den Charakter der Hausindustrie. Relativ lange hält sie den Einflüssen des Kapitalismus stand.

Der Begründer dieser Industrie, der Müllersohn Leodegar Thoma, ist laut Kirchenbüchern am 15. 8. 1756 als Sohn des Müllers Josef Thoma geboren[20]) und am 17. 2. 1821 gestorben. Ueber den Beginn der Bürstenindustrie findet man die verschiedensten Darstellungen. Der meiste Wahrheitsgehalt dürfte einem Aufsatz des früheren Schönauer Amtmanns Ackermann zukommen.[21]) Ackermann hat Thoma noch gekannt und gibt noch nicht die vielen Legenden über Thoma wieder.

Vielleicht hat Thoma schon vor 1790 versucht, Müller- und Pferdebürsten auseinanderzunehmen und selbst herzustellen. Dabei verwandte er Holz aus den nahen Waldungen, und als Einzugsstoff eine Moosart, das „Bürstenmoos". Allmählich wird er auch seinen Bekannten seine Fähigkeit mitgeteilt haben. Von einer Kleinindustrie innerhalb seiner eigenen Familie scheint keine Rede gewesen zu sein, berichtet doch Bittmann,[22]) daß Thoma nur einen einzigen Sohn, Christian, besessen habe, welcher allerdings zahlreiche Nachkommen hinterließ.

Ein besonderer Ansporn für die neue Tätigkeit war der starke Bedarf an Bürsten für die im Breisgau lagernden österreichischen Truppen. Und in dem Maße wie die neue Beschäftigung in den allgemein kinderreichen Familien Platz greift, bildete sich eine Spezialisierung in den einzelnen Familien heraus in der Art, „daß der eine mit Zurechtlegung der Borsten, der andere mit dem Binden, der Dritte mit der Herrichtung des Bürstenholzes, ein Vierter mit der Einsenkung der Haarbüschel, ein anderer endlich mit dem Verpichen

---

[19]) Der Ausdruck Schnefler wird wohl erstmals in der St. Blasianischen Forst- und Waldordnung von 1766 erwähnt.

[20]) Bittmann, Karl: Hausindustrie und Heimarbeit im Großh. Baden zu Anfang des 20. Jahrhunderts. Karlsruhe 1907, S. 613.

[21]) In Fahnenberg's Magazin VI, 1814, 35 ff.

[22]) Bittmann, Karl: Hausindustrie und Heimarbeit im Großh. Baden zu Anfang des 20. Jahrhunderts. Karlsruhe 1907, S. 613.

und Durchziehen usw. beschäftigt werden konnte. Hierdurch gewann (man) nicht nur an Produktion, sondern die Gehilfen auch an Fertigkeit, die bald jene der gemeinen Bürstenbinder übertreffen mußte." [23]) So dauerte es nur kurze Zeit, bis der Einzelne die ihm zugedachten immer gleichen Handbewegungen und Tätigkeiten erlernt hatte, und gerade darin lag die Möglichkeit der so raschen Ausdehnung der Industrie in Todtnau und Umgebung.

So entstehen nacheinander viele kleine Unternehmen, die meist eine Familie umfassen, und in denen die Arbeitsteilung mit all den Vorteilen gegenüber einem handwerklichen Betrieb durchgeführt ist. Die Arbeitsteilung greift aber über den „Familienzusammenhang" [24]) hinaus, und bald schon — seit sich eine gegenseitige Konkurrenz herausbildet (nach 1795) — setzt eine Arbeitsteilung zwischen den Betrieben als solchen ein, indem sich ein jedes Unternehmen auf einen bestimmten Zweig spezialisiert und alles sich so in die Hände arbeitet. Solange die Bürstenindustrie auf Todtnau selbst oder auf den engen Raum des Todtnauer Tales beschränkt war, ließ sich dies auch bei noch ziemlich unentwickelten Verkehrsverhältnissen durchführen. Es kommt zur Trennung zwischen den Haarbindern, die aus Schweins- und Pferdehaaren und Ziegenbocksbärten die weichen Borsten und Wische herstellen, und den Bürstenbindern im eigentlichen Sinne, die besonders die harten Schweinsborsten zu Schuh- und Kleiderbürsten, Wichs- und Wachsbürsten und Karden verarbeiten.

Von dieser „Binderei" d. h. der Einziehtätigkeit, die sich in Todtnau selbst lokalisierte, trennt sich die Herstellung der eigentlichen Bürstenhölzer, die „Hölzlemacherei", eine Vorarbeit, die fast ausschließlich in den umliegenden Ortschaften der Vogtei getrieben wurde. Daneben wird das Sammeln der Borsten in der Umgegend zu einem gesonderten Gewerbezweig.

Seltsam ist, daß dieser Arbeitsteilung, diesem gegenseitigen „Voneinanderabhängigsein" in technischer Beziehung, keine soziale Abhängigkeit gefolgt ist. Wirkt da vielleicht von Jahrhunderten her der alte Bergmannsstolz, der im trotzigen Selbstvertrauen des zum Bauern Gewordenen weiterlebt? Trotzdem sich meist eine Trennung zwischen Gewerbe und Handel herausbildet, ist es hier zu keiner Handelsvormundschaft gekommen.

In dieser Kleinindustrie wird jede Neuerung bald Gemeingut aller. Ackermann berichtet: „Alle arbeiten jedoch immer nach einerlei Muster, als wenn sie unter der Aufsicht eines Einzigen ständen. Hat der eine eine neue Methode ausfindig gemacht, eine andere Bürste erfunden oder besondere Vorteile entdeckt, so hält er damit nicht zurück, sondern teilt einem jeden, der darum fragt, seine neuen Handgriffe und Verbesserungen mit. Jeder ahmt daher dem anderen nach, wodurch die Aehnlichkeit der Arbeiten bewirkt wird. Diese Bürstenbinder sind nicht eingezünftet,[25]) durch keine Verordnung beschränkt, der Junge wird nicht aufgedungen, nicht freigesprochen, er macht kein Meisterstück — der reichliche Gewinn, den er von seiner Arbeit hofft, ist allein die Triebfeder, seine Kenntnisse auf den nötigen Stand zu erweitern."[26]) So geht diese junge Hausindustrie ungeschwächt in das neue Jahrhundert hinein.

Diese heimbeschäftigten Schnefler und Bürstenmacher sind nach Liefmann [27]) keine eigentlichen „H a u s industriellen", produzieren sie doch ursprünglich auf eigene Rechnung, verkaufen ihre Erzeugnisse selbst mittels Hausieren oder lassen den Verkauf durch

[23]) Nach Ackermann im erwähnten Aufsatz.

[24]) Gothein: Wirtschaftsgeschichte a. a. O. 827.

[25]) Das zünftige Handwerk der Bürstenmacher ist in Deutschland schon sehr alt und wird in Nürnberg zum Beispiel schon um 1400 erwähnt. Vergleiche Bittmann a. a. O. S. 616.

[26]) Gothein: Wirtschaftsgeschichte a. a. O. Seite 828.

[27]) Liefmann, Robert: Wesen und Formen des Verlags.

hausierende Kommissionäre besorgen. Erst später machen sich letztere selbstständig und kaufen dem Produzenten ihre Produkte ab. Diese Eigenart findet nicht zuletzt ihre Erklärung darin, daß diese Industrien auf heimischen Roh- und Hilfsstoffen aufbauen und so ihre Wurzeln im heimischen Raume haben.

b) Im unteren Wiesental.

1. Papierfabrikation.

Es wurde bereits festgestellt, daß schon vor dem Dreißigjährigen Kriege im unteren Wiesental sich unter dem Einfluß der Basler eine stattliche Papiererzeugung festgesetzt hatte. Der Krieg aber bereitete ihr ein vorläufiges Ende. Bald nachher beginnt die Papiermacherei wieder aufzuleben, ohne aber in Lörrach noch einmal eine größere Bedeutung zu erlangen. Am Ende des 17. Jahrhundert bestehen in Lörrach 3 Papiermühlen; aber Vergantungen und öfterer Besitzwechsel sprechen von keinem günstigen Fortgang der Mühlen. Meist sind sie in baslerischem Besitz. Dann muß Markgraf Karl Wilhelm, um ein Darlehen von 30 000 fl. zu erhalten, zwei Papiermühlen von 5000 fl. übernehmen. Diese beiden Mühlen produzieren jährlich 500 Ballen mit einem Wert von 6000 fl.; außer dem Meister werden darin 8 Arbeiter beschäftigt. Im Jahre 1734 gehen die Mühlen wieder in Privatbesitz über, und 11 Jahre später ist dieser Erwerbszweig in Lörrach für immer verschwunden.

Im Gegensatz zu Lörrach konnte sich die Höfener Papiermühle (bei Schopfheim) halten. Nach den Angaben Eberlins soll diese schon vor dem Jahre 1650 bestanden haben und im Besitze der Familie Reif gewesen sein. Die erste vorhandene Urkunde über ihr Bestehen datiert vom Jahre 1658. Die Mühle wechselte mehrmals ihren Besitzer; Wilhelm Sonntag von Pforzheim erwirbt sich 1779 das Recht zum Lumpenaufkauf (neben der Kanderner Papiermühle) in den Aemtern Hochberg und Badenweiler.

Mit Schwierigkeiten in der Rohstoffbeschaffung haben auch dessen Nachfolger, die Handelsleute Kolb und Eckenstein von Basel, zu kämpfen, die im Jahre 1797 den Betrieb um 30 000 fl. an sich bringen.[28]) Obwohl es ihnen nicht gelingt, in der Rohstoffbeschaffung besondere Vergünstigungen von der Regierung zu erlangen, nimmt ihr Unternehmen eine günstige Entwicklung, und sie beschäftigen im Jahre 1805 56 Personen. Daß bei einer solchen Ausweitung des Betriebes gerade die Lumpenknappheit sich nachteilig bemerkbar machen mußte, ist klar. Kolb sucht sich den Bedarf dadurch zu sichern, daß er mit dem Besitzer der Kanderner Papiermühle ein Abkommen trifft, wonach Kolb das Lumpensammelrecht zusteht von Tüllingen an im ganzen baden-durlachischen Wiesental unter Einschluß der Vogteien Weitenau, Tegernau, Wies, Bürchau und Neuenweg. Es gelingt ihm auch, Lumpen von Händlern aus der Vogtei Schönau und Todtnau zu bekommen, die, obwohl sie verpflichtet sind, die Lumpen an die nächstgelegene Papiermühle im eigenen Lande (Laufenburg) zu liefern, diese vorteilhafter nach Schopfheim verkaufen. Schopfheim ist nicht nur bequemer zu erreichen als Laufenburg, die Händler bekommen dort auch die Lumpen besser bezahlt. Einige Einwohner von Todtnau gehen soweit, daß sie selbstfabrizierte Holzgeräte im Freiburger Gebiet verhausieren, Lumpen an Zahlungsstatt annehmen und diese den Lumpenhändlern in der Heimat bringen, die ihrerseits die für die Papiererzeugung so wertvollen Rohstoffe nach Schopfheim verkaufen. Nicht weniger als 8 Mal versucht die vorderösterreichische Regierung im Laufe des 18. Jahrhunderts — zuletzt im Jahre 1782 — dem „schädlichen Fürkauf und Verführung der zum Papiermachen nothwendig erforderlichen Materialien außer Landes“ Einhalt zu gebieten; die Not aber kennt kein Gebot, und das Geld lockt.

[28]) Im Jahre 1776 galt die Papiermühle erst 8000 fl.

Andererseits besteht im unteren Wiesental die Gefahr der Lumpenausfuhr nach Basel. Obwohl die Bezirksregierung diese Lumpenausfuhr als Preisregulativ gegen die monopolistische Preisfestsetzung für die Lumpen begünstigte, wurde von der Regierung ein Lumpenausfuhrverbot im Jahre 1808[29]) erlassen, das später aber in einen 10 prozentigen Ausfuhrzoll umgewandelt wurde. Der Kampf um den Rohstoff geht weiter, füllt noch den Anfang des 19. Jahrhunderts aus, ein Kampf, in den dann als neues Moment die Einführung der Maschine eingreift.

2. Tabakindustrie.

Aehnlich wie die Papierindustrie ist die Tabakindustrie nicht aus dem mittelalterlichen Zunfthandwerk herausgewachsen.[30]) In der Markgrafschaft und im Breisgau wurde der Tabakbau im Jahre 1660 eingeführt; er hat im Wiesental keine große Bedeutung erlangt. Früh schon versuchen dagegen Basler Tabakhändler und Tabakfabrikanten, die Tabakversorgung der Markgrafschaft in ihre Hände zu bekommen. So erlangen bereits im Jahre 1697 die Basler Handelsleute Peter Ochs, Peter Fuchs und Jakob Schmid vom Markgrafen Friedrich Magnus für 10 Jahre ein Privilegium über ein Alleinverkaufsrecht von Tabak in dessen Landen.[31]) Der Basler Rat erzwingt aber von den drei Handelsleuten das Aufgeben dieser Admodiation. Das gleiche Los teilt eine spätere Admodiation, und vom Jahre 1727 an ist der Tabakverkauf in den Oberlanden frei.

Im Jahre 1750 läßt sich dann der Basler Bürger und Papierfabrikant Martin Staehelin als Schutzbürger in Lörrach nieder und betreibt dort eine Tabakfabrik. Von der Stadt Basel vor ein Ultimatum gestellt, zieht er es vor, die Fabrik in Lörrach aufzugeben, um das Bürgerrecht in Basel nicht zu verlieren.

Von nur geringer Wichtigkeit, wenn auch etwas längerer Dauer, ist die Tabakfabrik des Handelshauses Bosque & Co. von Straßburg. Mit einer Admodiation für das Markgrafenland (mit Ausnahme von Pforzheim) und mit verschiedenen Privilegien ausgestattet, nimmt diese Fabrik im Jahre 1754 ihren Anfang.[32]) Nach all' den Klagen zu schließen, scheint das Unternehmen infolge der zweifelhaften Geschäftsführung bei den Handelsleuten und Konsumenten nicht viel Beifall gefunden zu haben. In Lörrach werden nur zwei Sorten Rauchtabak hergestellt, und das Rohmaterial wird aus Straßburg bezogen. Die Fabrik beschäftigt einen Spinner und nur wenige Arbeiter. Bei der schlechten Qualität des fabrizierten Tabaks ist es kein Wunder, daß allgemein die Tabake anderswoher bezogen, zum Teil sogar eingeschmuggelt werden. Nach Beendigung der Admodiationszeit geht das Unternehmen im Jahre 1791 ein. Zwei weitere Tabakfabriken in Lörrach haben nur kurze Lebensdauer.

3. Eisenverarbeitung.

Für die industrielle Entwicklung des Wiesentales im Ganzen und des unteren Wiesentales im besonderen sollte das Eisenwerk Hausen eine nicht zu unterschätzende Rolle spielen. Seine Bedeutung liegt nicht nur darin, daß es in erster Linie dazu bestimmt war, die Kassen des Landesherrn zu füllen, daß es im Zusammenhang mit den oberbadischen Eisenwerken überhaupt ein namhaftes Gewerbe nach sich zog, daß es dem Lands-

---

[29]) Dieses Lumpenausfuhrverbot wurde im Jahre 1810 auf das ganze Großherzogtum Baden ausgedehnt.

[30]) Vergl. Zimmermann, August: Die Tabakindustrie unter bes. Heranziehung bad. Materials. Tübingen 1931.

[31]) Vergl. Tscherter, K. F.: Die geschichtliche Entwicklung des Tabakbaues im Wiesental.

[32]) Dieser Vertrag ist also nicht, wie Gothein angibt, der erste dieser Art.

mann Pflug und Werkzeug verbilligte, daß man in militärischer Hinsicht und auch unter merkantilistischen Gesichtspunkten vieles von ihm erwartete; sein Wirkungskreis greift noch weiter.

Die Eisenindustrie im badischen Oberland ist sehr alt und knüpft in erster Linie an den Ort Kandern an. Klarer zu Tage tritt sie im 15. Jahrhundert, und die Anfänge ihrer großen Zeit liegen im 17. Jahrhundert, wo der Staat die Eisenindustrie vorwärts treibt. Nur der Staat besaß, vereint mit dem Kapital der Bürger aus der benachbarten Schweiz, die Mittel, dieser Industrie einen entscheidenden Impuls zu geben.

Ueber den Beginn der Eisenverhütung im Wiesental sind wir nicht genau orientiert. Die Tatsache, daß im Jahre 1608 im Anschluß an Eisenfunde bei Schopfheim, Fahrnau, Steinegg, Eichen und Gersbach ein besonderer Fahrweg für Kohlenfuhren vom Hasler Wald nach Fahrnau gebaut wurde, spricht sehr dafür, daß damals in der Nähe von Hausen ein Schmelzofen bestand.[33])

Am 15. Oktober 1680 erhält der Jude Löwel von Emmendingen vom Markgrafen Friedrich Magnus das Recht, in der Gegend von Hausen, Gersbach und Hasel nach Eisenerz zu graben. Er erhält gegen eine bestimmte Abgabe „Zugehörungen, Recht und Gerechtigkeit, Privilegien und Freiheiten nach Bergwerksbrauch“ auf 10 Jahre. Den Arbeitern, die mit dem Bergwerk etwas zu tun haben, wird Freiheit von Abgaben zugesichert. Nach allem zu schließen, hat Löwel in Gersbach und Hausen einen Schmelzofen errichtet. Als der Ofen in Gersbach aber zersprang, wurde der Schmelzofen in Hausen allein weiterbetrieben und am 15. November 1682 die erste Massel gegossen. Für die Standortswahl in Hausen scheint also nicht, wie allgemein angegeben wird, die Nähe der vorderösterreichischen Waldungen maßgebend gewesen zu sein, sondern vielmehr das tatsächliche Eisenvorkommen in jener Gegend, die Nähe der Waldungen von Gersbach und die vorhandene Wasserkraft. Erst später ermöglicht dann gerade diese Lage in der Nähe der österreichischen Waldungen, daß das Werk in Hausen beibehalten wird und sich überhaupt entfalten kann.

Zusammen mit zwei Gesellschaftern aus Mömpelgard pachtet Löwel auch die Werke Kandern und Badenweiler. Infolge seines eigensüchtigen Verhaltens zerbricht aber dieses Uebereinkommen bald. Löwel beschäftigt insbesondere Holzhauer aus Tirol, da diese keine Abgaben zu leisten brauchen und deshalb billiger arbeiten können. Da nicht rechtzeitig für Kohle und Eisen gesorgt wird, steht das Werk in Hausen zeitweise still.[34])

Da Löwel keine Pachtgelder zahlt, sperrt ihn im Jahre 1688 die Regierung ein und verpachtet die Werke an Johann Friedrich Fried aus Colmar, später an eine Gesellschaft von Schaffhausen, dann an Archilles Leißler aus Basel, um die Werke 1717 schließlich in eigene Regie zu nehmen. Chronische Geldknappheit und andere Umstände verhindern einen guten Gang der Werke. Auch die Errichtung einer Gewehrfabrik in Hausen im Jahre 1719 bringt keinen Erfolg; da die Fabrik in Suhl bedeutend billiger liefert und die Hausener Gewehre zu schwer sind, wird dieser Zweig zwei Jahre später aufgegeben und das Werk in Hausen stillgelegt.

Im Jahre 1728 wird erstmals wieder in Hausen geschmolzen. Aus Mangel an Kohlen muß man die Produktion aber einschränken, obwohl das „Markgräfler Eisen“ in der Schweiz und Vorderösterreich einen guten Absatz findet.

Dann wird das Werk im Jahre 1736 an Samuel Burckhardt von Basel verpachtet. Durch große Holzkäufe aus den St. Blasianischen Waldungen gelingt es Burckhardt, dem Kohlenmangel abzuhelfen und einen guten Fortgang der Produktion zu sichern. Nun

[33]) Baier, Hermann: Die Markgräfler Eisenwerke bis 1800. Z. G. O. N. F. 50., Seite 352.

[34]) Baier a. a. O., Seite 356.

setzen die großen Kohlenlieferungen aus dem Vorderösterreichischen ein, die für das Weiterbestehen von ausschlaggebender Bedeutung werden. Durch Errichtung eines Stahlwerkes, das bis 1771 besteht, gelingt es, die Produktion etwas zu steigern. Das Pachtverhältnis mit Burckhardt endet im Jahre 1770 und wird dann auf dessen Enkel Samuel und Johann Jakob Merian ausgedehnt. Nach Ablauf der Pacht übernimmt die Landesherrschaft das Eisenwerk wieder selbst.

Wohl macht sich im Jahre 1759 die Konkurrenz der kleinen Hammerwerke Fahrnau und Hausen bemerkbar, zwei Jahre später aber gehen die Eisenpreise sprunghaft in die Höhe. Ein großer Nachteil liegt allerdings darin, daß die Markgräflichen Werke in der Kohlenzufuhr fast ganz von Vorderösterreich abhängig geworden sind.

Es scheint fast so, als ob bereits seit den ersten Jahrzehnten des Betriebes das Hausener Erz nicht ergiebig genug war. Deshalb ging man dazu über, die Erze von Kandern (Holzen, Hertingen, Tannenkirch und Liel) zu beziehen. Die Erze werden anfangs auf Saumpferden und später, bei verbesserten Wegen, per Achse nach Hausen geschafft. Die Transportkosten der Erze scheinen gegenüber den Transportkosten für Holz und Kohle wesentlich niedriger gewesen zu sein. Der Bezug der Holzkohle und des Holzes aus dem oberen Wiesental, letzteres begünstigt durch das Flößen in der Wiese, haben den Nachteil der fehlenden Erze am Platze bei weitem aufgewogen. Gerade darin liegt der Grund für den im allgemeinen guten Gang des Werkes in Hausen. Die Holzkohle wird immer mehr zum Schicksal des Hausener Werkes.[35]) Daneben erlauben die reichen Wasserkräfte einen fast durchgehenden Betrieb während des ganzen Jahres.

Einen, wenn auch nicht entscheidenden Rückschlag bringen die französische Revolution und die Koalitionskriege. Es gelingt, trotz des Eisenausfuhrverbotes durch die österreichische Militärverwaltung im April 1794, die Geschäfte mit den Baslern aufrecht zu erhalten. Auf dem gesamten süddeutschen Eisenmarkt haben die Staehelin und Paravicini von Basel einen überragenden Einfluß, und Hausen wehrt sich dagegen, in deren Abhängigkeit zu geraten. Es gelingt den Paravicini, die von Montfort gegründete Zeller Hammerschmiede im Jahre 1792 aus der Gantmasse des Joh. Gg. Gersbacher an sich zu bringen und dort unter Verarbeitung von französischem Eisen dem Hausener Eisenwerk Konkurrenz zu machen.

Die letzten Jahre des 18. Jahrhunderts bringen Preisrückgänge und große Schwierigkeiten. Der Inlandsmarkt muß $^5/_6$ der Produktion aufnehmen. Dazu kommen gerade in dieser Zeit Klagen über Holzmangel auch im oberen Wiesental, hat doch die Flößerei nach Basel viel Holz verschlungen. Schon in diesem Jahrhundert wird deshalb versucht, statt Holz Torf zu verwenden, doch ohne großen Erfolg. Indessen errechnet man teilweise eine Verzinsung von 32, 19½ und 16⅓ %, doch sind hier Gebäude und Vorräte nicht berücksichtigt worden.

Im allgemeinen ist die soziale Lage der Arbeiter nicht gerade erfreulich, zahlt doch der Staat noch geringere Löhne als die Basler Kapitalisten. Durch erhöhte Produktion und dadurch verschlechtertes Ausscheiden suchen die Arbeiter sich schadlos zu halten, wenn Beschwerden oder gar Streiks nichts nützen.

Schon in dieser Epoche entwickelt sich in diesem zentralisierten Betrieb der Arbeiter, wie ihn das 19. Jahrhundert dann endgültig herausbildet, abhängig vom Arbeitgeber, in dessen Dienst er seine Arbeitskraft stellt. Wir finden aber auch schon gerade in den

---

[35]) Die überragende Bedeutung der Kohle für das Eisenwerk ist verständlich, wenn man berücksichtigt, daß früher zur Herstellung eines Gewichtes Eisen etwa das sechs- bis achtfache an Gewichtsmenge Kohle verbraucht wurde. Vergl. Krucker H.: Wirtschaftsgeographie des Rheingebietes . . . Seite 122.

Eisenwerken eine Art Sozialversicherung, die vom Unternehmer, besonders vom Staat, ausgegangen ist. Eine Kasse, in die Zahlungen geleistet werden, gibt kleine Beihilfen bei Bedürftigkeit, bei Unfällen, bei Brandschäden, gewährt Unterstützungen bei Invalidität, ebenso auch an Witwen und Waisen der Arbeiter. Am 18. Juli 1718 verordnet Markgraf Karl Wilhelm, daß auf den Bergwerken auf jeden Gulden Arbeitslohn 1 kr. für die Armenbüchse einbehalten werden solle, und im Jahre 1736 wird in Hausen eine „Bruderbüchse" erwähnt. Später müssen auch die Erz- und Kohlen-Fuhrleute sich einen Abzug für diesen Fonds gefallen lassen. Eine große soziale Bedeutung hat aber diese Kasse nicht erlangt und auch nicht erlangen können, besteht doch kein Rechtsanspruch auf den Bezug der Leistungen.

Eine Abrechnung der „Bergwerksbüchse" vom Jahre 1802 zeigt neben einer Einnahme von 181 fl. 56

folgende Ausgaben:

An Invaliden und Witwen	90 fl	
an durchreisende Bergleute und gefallene Erzfuhrpferde	35 fl 12	
an durchreisende Bergleute und für gefallene Erzfuhrpferde	35 fl 12	
für Arztkosten	11 fl 24	
Apothekerkosten	42 fl 54	179 fl. 30
		2 fl. 26

Von großem Einfluß ist das Eisenwerk andererseits auf das Gewerbe, weniger allerdings für die Hammerwerke in Fahrnau und Schopfheim, die dem 17. Jahrhundert entstammen und nur Alteisen verarbeiteten. Mit einer Jahresproduktion von 150 Zentnern wirken diese Hammerwerke auf den Absatz des Hausener Werkes nachteilig ein und verteuern den Kohlenbezug. Zunächst wird versucht, diese größeren Hammerwerke und ein weiteres Eisenwerk in Stetten zu unterdrücken, doch muß dieses Vorhaben aufgegeben werden. Die Hammerschmiede sind dem Hammerschmiedbund mit Sitz in Laufenburg angeschlossen,[36]) der Produktion und Absatz regelt und eine Herabdrückung der Preise verhindern will, damit jeder „sein ehrliches Auskommen" habe.

Bedeutenden Absatz hat das Hausener Werk im Inland an den Drahtzug in Schopfheim. Früher „Scribent" beim Kanderner Eisenwerk, erwarb sich der tatkräftige Johann Friedrich Gottschalk zusammen mit dem Kanderner Faktor Kümich im Jahre 1757 die Konzession für den Bau des Drahtzuges. Ausschlaggebend für die Gründung war dabei die Nähe des Hausener Werkes als Rohstoffquelle. Da sich die Gemeinde Fahrnau gegen den Bau in der dortigen Gemarkung wandte, wurde der Drahtzug vor der Stadt Schopfheim errichtet und im Jahre 1759 mit der Produktion begonnen. Vier Jahre später ging das Werk für 3600 fl. in den Alleinbesitz der Witwe Gottschalk über.

Der Drahtzug bezieht jährlich über 700 Zentner Eisen von Hausen und im Jahre 1790 sogar 800 bis 1000 Zentner. Es werden Draht, Drahtgeflechte und Drahtstifte fabriziert, und diese finden guten Absatz in Baden, Oesterreich, Württemberg, Elsaß und besonders in der Schweiz.

Im Anschluß an das Kanderner und Hausener Werk breitet sich das Gewerbe der Huf-, Ring- und Kettenschmiede im Wiesental rasch aus. Diese Handwerker sind in ihrer großen Zahl bedeutende Eisenkäufer und erhalten in Hausen einen Vorzugspreis bewilligt. Ihr Absatz geht in der Hauptsache nach der Schweiz, und fleißig besuchen diese Handwerker die Messen zu Zurzach, Bern und auch Straßburg. Sie unterstehen einer Zunftordnung für

[36]) Näheres darüber bei Trenkle: Geschichte der Schwarzwälder Industrie.

das Oberamt Rötteln vom 10. Februar 1702. Im Jahre 1760 arbeiten im Schopfheimer Viertel allein etwa 50 Meister der Hufschmiedzunft. Die Zunft läßt keinen wandern, damit das Handwerk nicht in fremde Lande ausgetragen werde.

Noch weit stärker besetzt ist aber das Gewerbe der Nagelschmiede, das besonders in der Schopfheimer Gegend und im kleinen Wiesental [37]) seinen Hauptsitz hat. Diese verarbeiten das sog. Zaineisen zu Nägeln, die in der nördlichen Schweiz, im Breisgau und „auf dem Wald“ guten Absatz finden. Gerade bei den Nagelschmieden bilden sich schon größere Betriebe heraus, eine Tatsache, die zusammenhängt mit der schwierigen Beschaffung der Kohle und mit den Absatzverhältnissen. Der einzelne Nagelschmied kann nicht selbst für den Absatz besorgt sein, sofern dieser in entferntere Gegenden führt. Dann geben auch die Schweizer Handelshäuser weit eher die Aufträge an einen größeren Betrieb, der den gesamten Auftrag ausführen kann, als an mehrere einzelne Handwerksmeister. So kommt es auch innerhalb dieser handwerklichen Sphäre dazu, daß Kleinmeister von einem anderen abhängig werden, der die Aufträge übernimmt, der den Eisenkauf, den Kohlenkauf und den Absatz besorgt. Als Verleger beschäftigt z. B. der Nagelschmied Tscherter von Maulburg mehrere Meister, bezieht jährlich 100 Zentner Eisen und verkauft die Nägel in der Schweiz (Basel, Bern, Zürich, Glarus). Im Jahre 1790 arbeiten im Oberamt Rötteln 104 Nagelschmiede, ¼ Jahrhundert später werden in der Statistik für dieses Gebiet 102 Meister mit 21 Gesellen angegeben. Im Amt Schönau arbeiten 25 Meister mit 2 Gesellen.

Die Urproduktion in den Eisenhütten ist also zur Basis geworden für viele Gewerbe. Dadurch, daß man schon im Mittelalter zwischen Groß- und Kleinbetrieb eine Rechtsgrenze zog, wurde das Großgewerbe von dem von ihm abhängigen Detailhandwerk ausgeschlossen und so verhindert, daß die Handwerker ruiniert und zu Fabrikarbeitern des Großgewerbes wurden.[38]) Neben dem zentralisierten, eng an Rohstoff, Wasserkraft und Kohlenvorkommen gebundenen Großbetrieb hält sich also ein dezentralisiertes, über die weitere Umgebung des Großbetriebes zerstreutes Detailgewerbe, das großenteils die Verbindung mit Grund und Boden noch nicht verloren hat und sich im 18. Jahrhundert noch halten kann. Erst das 19. Jahrhundert sollte auch da zerstörend eingreifen.

4. Textilindustrie.

Den weitaus größten Einfluß auf die grundlegende Umgestaltung des unteren Wiesentales in wirtschaftlicher Beziehung hat aber, wie im oberen Talabschnitt, das Textilgewerbe ausgeübt. Die Einwirkung der Industrialisierung bleibt also nicht nur beschränkt auf das katholische, vorderösterreichische Gebiet, wo Uebervölkerung, Ungunst der Bodenverhältnisse und landwirtschaftlicher Zwergbetrieb dem Kapital eine billige Arbeitskraft bieten. Vielmehr dringt auch in das protestantische Markgrafenland, welches in Religion, Sitte und Lebensweise den nahegelegenen Gebieten der Schweiz nahe verwandt ist,[39]) in dem ein verhältnismäßiger Wohlstand zu Hause ist, der Kapitalismus ein, wenn auch in anderen Formen, so doch vielleicht mit der Zeit mehr durchdringend. Allerdings bringt er nicht eine vollkommene Neugestaltung des gesamten sozialen Lebens mit sich, er legt aber das beste Fundament für die dann im 19. Jahrhundert erfolgte Umschichtung. Auffallend ist es, wie wenig sich die Hausindustrie hier einbürgern konnte und wie hier sich schon zu Beginn des 18. Jahrhunderts der „konzentrierte Fabrikbetrieb“ begünstigt durch die reichlichen Wasserkräfte festsetzt. Hier wirkt auch noch mehr und noch deutlicher sichtbar

---

[37]) Die kleine Wiese ist ein Nebenfluß der „großen“ Wiese.

[38]) Mone F. J. Gewerkschaften für Eisen, Glas, Salz, vom 11. bis 17. Jahrhundert in Z. G. O. 12. Band, 1861, S. 385.

[39]) Horster Paul: Die Industrie des südwestlichen Oberbaden in „Deutsche Handels- und Industriestädte“, Baden. Seite 140.

das Expansionsstreben des Schweizer Kapitals zusammen mit der merkantilistischen Politik des Landesherrn. Ziel ist dem Landesherrn nicht nur die bloße Befriedigung des inländischen Bedarfs, sondern weit mehr die Möglichkeit, durch Ausfuhr Geld ins Land zu bringen, ein Moment, das immer und immer wieder angeführt wird. Und so erfreuen sich in besonderer Weise alle „Manufacturen und Fabriken" der weitgehendsten Unterstützung und Privilegien, und der Merkantilismus wird damit zum „Geburtshelfer des Kapitalismus".

Die nächste Nähe der Schweiz — insbesondere der Stadt Basel — und des Elsasses bilden die Voraussetzung für das Entstehen und das Wachsen der Industrie. Das inländische freie Kapital fehlt, dafür aber strömt Kapital über die Grenze herein. Und hier im unteren Tale wirkt auch direkt, nicht nur indirekt, der Einfluß der Refugiés ein. Diesmal sind es Flüchtlinge, die in ihrer schweizerischen Vaterstadt nicht mehr geduldet werden und sich deshalb mit ihrem Kapital nahe an der Heimatgrenze festsetzen wollen. Der Einfluß dieser Refugianten im eigentlichen Sinne auf unser Gebiet ist aber klein gegenüber dem Wirken der italienischen und französischen Refugianten in der Schweiz selbst. Es fehlt jenen die Tatkraft ihrer Vorbilder, sie fühlen in sich nicht eine große Aufgabe, sondern viel eher lassen sie sich von einem nüchternen Streben nach Erwerb leiten. Für die Industrialisierung des Wiesentales sind von größerem Einfluß jene Kapitalisten, die nicht aus religiösen Gründen die Heimat verlassen, sondern die eben industrielles Neuland aufsuchen, um die dort vorhandenen günstigen Voraussetzungen auszunützen.

Schon mit dem Jahre 1718 tritt uns in Lörrach eine „Walkmühl, Preß- und Färberei-Offizin" entgegen, die damals allerdings noch auf Vorschlag des Baslers Tumbald Abraham von der Herrschaft errichtet wurde. Wie erwartet, erhält man anfangs auch Aufträge von Basel und Mülhausen; eine große Bedeutung und einen dauernden Bestand hat aber diese Walke nicht erlangen können.

Erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zeigt sich neues industrielles Leben, das an die beiden Städte Lörrach und Schopfheim anknüpft und dessen Sitz auf diese Städte auch beschränkt bleibt. Zwar tritt das alte Städtchen Schopfheim schon seit dem 30-jährigen Kriege immer mehr zurück hinter dem aufstrebenden Lörrach, das im Jahre 1682 Stadtrecht erhält. Die Gunst des neuen Landesherrn Karl Friedrich und die unermüdliche Arbeit des Landvogts Wallbrunn vereinigen sich in dem Streben, am Eingang des Wiesentales ein Stadtwesen großzuziehen, das dem alten Basel ebenbürtig werden soll. Daß dieses Ziel nicht im Rahmen einer zünftlerischen Beschränkung möglich war, lag für sie eindeutig klar, und eindeutig ist auch ihr Weg: Herbeiziehung der Industrie und deren Förderung. Diesem Zwecke dient ein markgräfliches „Patent" vom 30. Oktober 1732, das zur Gründung von Manufakturen und Fabriken auffordert und fremden Unternehmern in Lörrach (ebenso auch in Müllheim und Emmendingen) den landesfürstlichen Schutz und besondere Privilegien zusichert; insbesondere gelten diese Vergünstigungen auch für die der reformierten Religion zugewandten „Manufacturiers". Schon im Jahre 1749 wird einem Jean de Barri aus Nismes en Languedoc die Erlaubnis zum Betrieb der Seidenzucht gegeben; zur Ausführung dieses Planes scheint es nicht gekommen zu sein. Ebenso gibt Friedrich Anneler aus Thun im Jahre 1750 den Plan auf, eine Leinentuchweberei zu gründen, als ihm die Berner Regierung sein Vermögen nicht freigibt.

Im Jahre 1753 sollte der Grund gelegt werden für ein Unternehmen, das zum bedeutendsten dieser Art der Stadt, des Wiesentales, der Markgrafschaft und später Deutschlands überhaupt werden sollte. Schon vorher hatte der energische Landvogt einen Plan für eine „Kotton-Fabrique" aufgestellt. Nachdem er die Vorteile der „Commercien und Manufakturen" dargelegt und die günstige Lage der Markgrafschaft inbezug auf Rohstoffbeschaffung, Arbeitskräfte, Absatzverhältnisse usw. erwähnt, entwirft er einen eingehenden

Plan über die Kapitalbeschaffung mittels Aktien, die Verzinsung und den Betrieb überhaupt. Aber ohne ausländisches Kapital wäre eine solche Gründung undenkbar gewesen.

Mit großer Begeisterung setzt sich deshalb Wallbrunn für den Mann ein, der diesen Plan zu verwirklichen versprach: Johann Friedrich Küpfer aus Bern.[40]) Für das Gelingen des Unternehmens spricht die Tatsache, daß Küpfer bereits eine Indiennefabrik besitzt.[41]) Schon um 1706 hat die Familie Küpfer in Bern eine solche Fabrik errichtet,[42]) die rasch aufblüht. Johann Friedrich Küpfer verwickelt sich aber in seiner Vaterstadt in Parteikämpfe, entgeht knapp dem Tode und wird verbannt. Das Geschäft wird von seiner Familie weitergeführt. Er selbst aber findet in Lörrach sein neues Betätigungsfeld.

Von Mömpelgardt aus bittet er unter Berufung auf das Patent vom Jahre 1752 um die Konzession zur Errichtung einer Indiennefabrik in Lörrach. Er wolle sowohl „feine als mittel Gattung und gemeine Indiennes fabriziren, drucken und ausrüsten" lassen. Getreu den merkantilistischen Grundsätzen wird Küpfer am 27. August 1753 das Privileg ausgestellt und das Unternehmen in jeder Weise von der Regierung begünstigt, verspricht man sich doch, daß „mit der Zeit mehrere hundert Persohnen in dem Land ihren Unterhalt dadurch erlangen können". Begünstigt durch die gewünschten Privilegien scheint das Unternehmen als Bleicherei, Färberei, Hand- und Perrotinedruck 1755 seinen Anfang genommen zu haben. Die Arbeiter sind in der Anfangszeit durchaus Schweizer der verschiedenen Kantone,[43]) die sich im wesentlichen von der einheimischen Bevölkerung abschließen.

Aber schon im Jahre 1761 steht die Fabrik „auf dem äußersten Punkt ihres Untergangs" und wird trotz der Verbindung Küpfers mit Karl Anton Breitenbach an Peter Merian in Basel verpfändet. Der großbritannische Hauptmann Johann Friedrich Gaupp, der zuletzt im Dienste der englisch-ostindischen Kompagnie sich ein großes Vermögen erworben hatte, löste die Schuld ein und schließt mit den beiden Inhabern einen Gesellschaftsvertrag. Mit diesem Kapital soll eine „Hanf- und Flachspräparations-Spinn-Weberey und Bleichfabrique" angegliedert werden.

Die Begeisterung der Bevölkerung für das neue Unternehmen ist nur gering, muß doch auf Vorschlag von Gaupp die Behörde bestimmen, daß Kinder armer Eltern zum Spinnen und Weben angehalten und die Untertanen aufgemuntert werden sollen, ihre Kinder spinnen und weben lernen zu lassen. Neben dem Mangel an billigen Arbeitskräften steht noch das Mißtrauen der Bevölkerung.

Ein Geistlicher berichtet nach Karlsruhe, es sei Gaupp nicht so sehr um Errichtung einer Fabrik zu tun, sondern er wolle ein „nach heidnischer Sitte eingerichtetes Serail" großziehen. „Indem nun aber dies schnurstracks den Gesetzen des Christentums zuwider sei und der Gottlosigkeit Mohammeds Tor und Tür öffne, auch ihm überhaupt der Glaube des Hauptmanns verdächtig vorkomme und zu befürchten sei, daß er eine Ansteckung aus Indien mitherausgebracht habe", bittet der Geistliche um das Einschreiten der Regierung.

Wohl noch im Jahre 1761 bringt das Unternehmen eine Fabrikordnung heraus, die erste in der Wiesentäler Industrie. Vorausgeschickt wird, daß sich alle Arbeiter der Gottesfurcht und Tugenden befleißigen sollen. Als Arbeitszeit wird festgelegt: „Handlanger und Taglöhner müssen im Sommer pünktlich um 4 Uhr, die Drucker zwischen 4 und 5 Uhr an

[40]) Nicht Basler Kapitalisten haben also diesen Industriezweig nach Lörrach gebracht, sondern es brachte ihn ein Berner Bürger.

[41]) Vergl. Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertum, Bd. 35, 2. Heft, S. 295 ff.

[42]) Tscherter K. F.: Wie der Zeugdruck in's Wiesental kam. Aus „Feldbergs Töchterlein", Wochenbeilage des „Markgräfler Tagblatts" in Schopfheim, vom 29. März 1925.

[43]) Herbster Karl: Zur Geschichte der Lörracher Industrie von ihren Anfängen bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts. Lörrach 1926, Seite 30.

der Arbeit sein und nach gewöhnlich beobachteten Eß- und Ruhestunden nach 7 Uhr abends die Arbeit verlassen, im Winter dagegen Anfang bei Tagesbeginn und Feierabend bei Endigung des Tages". Samstags wird die Arbeit etwas früher beendet. Weiter wird bestimmt, daß jeder verursachte Schaden durch Lohnabzug zu ersetzen sei. Religionsdispute werden untersagt.

Zu Beginn des Jahres 1762 scheint die Spinnerei eingerichtet zu sein. Schwierigkeiten bereitet das Fehlen von genügenden hausindustriellen Arbeitskräften, um die sich Gaupp mit dem Unternehmen Marget u. Co. in Schopfheim streiten muß. Gaupp macht vor allem geltend, daß er höhere Löhne zahle als jenes und weiter, daß Marget für Mülhausen arbeiten lasse und so der Verdienst beim Veredeln dem Lande verloren gehe. Schließlich wird es dann den Verlegten freigestellt, für wen sie arbeiten wollen, doch dürfen von beiden Unternehmen keine Niederlagen in den verschiedenen Orten des Wiesentales errichtet werden.

Kaum aber scheint diese Frage geregelt, als es zwischen den Gesellschaftern zu Unzuträglichkeiten kommt und die Gesellschaft in der Folge im Jahre 1762 aufgelöst wird. Küpfer übernimmt die Indiennefabrik allein, und die Spinnerei wird wieder aufgegeben.

Nach dem Tode von Küpfer am 20. Februar 1766 übernimmt dessen Sohn Nikolaus die Fabrik zusammen mit seiner Schwester, die 1770 einen Johann Wilhelm Gmehlin heiratet, der als Teilhaber in die Firma eintritt. In den Jahren 1770 bis 1787 werden vom Unternehmen folgende Löhne ausbezahlt:

1770	19 087 fl.	1779	17 014 fl.
1771	17 530 fl.	1780	19 754 fl.
1772	17 504 fl.	1781	16 650 fl.
1773	25 979 fl.	1782	14 040 fl.
1774	17 773 fl.	1783	18 578 fl.
1775	17 723 fl.	1784	18 533 fl.
1776	18 747 fl.	1785	11 633 fl.
1777	25 554 fl.	1786	12 110 fl.
1778	19 384 fl.	1787	9 845 fl.

Im Jahre 1785 beschäftigt das Unternehmen das ganze Jahr hindurch 200—300 Arbeiter, meist Einheimische, darunter noch viele schulpflichtige Kinder. In dieser Zeit arbeitet die Fabrik wieder, wie gleich nach der Gründung, nur auf Bestellung.

Hauptabsatzgebiete sind Holland und Rußland. Mit den holländischen Unruhen im Jahre 1787 stockt der Absatz nach den Niederlanden; die russische Zollerhöhung um 45% verschließt das russische Absatzgebiet; in Deutschland treten die Schweizer Indiennefabriken als Konkurrenten auf, nachdem eine außerordentliche Zollerhöhung die weitere Einfuhr nach Frankreich unmöglich gemacht hat.

Obwohl die Löhne in Lörrach um die Hälfte gesenkt werden, gelingt es nicht, der Schwierigkeiten Herr zu werden. Die Regierung muß ein Darlehen von 30 000 fl. gegen Hypothekarsicherung gewähren. Es können davon bis zum Jahre 1802 15 000 fl. zurückbezahlt werden, und bis dahin lauten die Berichte über den Geschäftsgang noch relativ günstig. Es werden noch 300 Leute beschäftigt. Aber im Jahre 1798 wird die Einfuhr nach Polen und Rußland gesperrt, die Niederlande verbieten die Einfuhr von gedruckten Tüchern, und in Italien macht die Konkurrenz der englischen Fabrikate mit stark herabgesetzten Preisen einen vorteilhaften Absatz unmöglich.

Im Jahre 1803 wird ein erneutes Darlehensgesuch nach Karlsruhe gerichtet, dort aber abgeschlagen, und schon im folgenden Jahre kommen Küpfer und Gmehlin um ein Moratorium ein. Dieses wird ebenfalls abgelehnt mit der Begründung, daß keine Hoffnung auf eine Weiterentwicklung des Unternehmens bestehe. Man versucht alles, um „dieses für den Unterhalt der armen Leute so wichtige Etablissement“ zu halten, das heißt, es in andere Hände zu bringen. Doch die Kreditoren von Basel dringen auf rasche Befriedigung ihrer Forderungen und verlangen sofortigen Verkauf. Die Regierung gibt nach und übernimmt das ganze Etablissement selbst. Die Forderungen der Gläubiger werden mit 37 % befriedigt. Nikolaus Küpfer zieht im Jahre 1805 nach Thun (1815 †). Damit hat dieses Unternehmen sein vorläufiges Ende gefunden. Um die armen Leute auch weiterhin zu beschäftigen, wird die Fabrik vom Staat als „Großherzogl. Bad. privilegierte Zitz- und Cattun-Fabrik“ weitergeführt, bis sie dann durch Kaufvertrag vom 2. Mai 1808 um 30 500 fl in den Besitz der Großindustriellen Merian von Basel und Koechlin von Mülhausen übergeht.

Unter dem Gesichtspunkt, weitere Industrien in die Stadt zu ziehen, wird im Jahre 1756 das Lörracher Stadtrecht erneuert und gleichzeitig eine „Benachrichtigung“ herausgegeben, in der alle Vorteile der Stadt Lörrach für eine Industrieansiedlung hervorgehoben werden. Es gelingt aber nicht mehr, wirklich bedeutende Industrien in Lörrach heimisch zu machen. Meistens sind es kleine Leute, die ohne viel Kapital und Erfahrung die günstigen Bedingungen und Privilegien in Lörrach ausnützen wollen, um auf leichte Art Gewinne zu erzielen.

Sei es eine Pulvermühle, sei es eine „Bändelfabrik“ (durch die Mülhausener Bürger Christoph Kiefer und Heinrich Link im Jahre 1756), sei es eine Lichter- und Seifenfabrik (durch Jakob Ludwig Kißling, 1757), sei es eine zweite Indiennefabrik (durch die Gebrüder Cellier von Basel, 1759), sei es eine Tabakfabrik (durch Karl August Süß, 1765), oder sei es eine Walkmühle, immer nehmen diese Vorhaben den gleichen Gang. Man verspricht sich einen großen Erfolg, gibt Privilegien, aber von einem längeren Bestehen melden die Akten nichts.

Wie bereits erwähnt, erlangte die Hausindustrie im unteren Wiesental keine große Bedeutung und hielt sich nur, soweit sie mit einem konzentrierten Fabrikbetrieb in Verbindung stand. So war es nur von geringer Wichtigkeit, als im Jahre 1755 der Aarauer Hunzinger ein privilegium exclusivum erhält für Hochberg und Badenweiler und der Handelsmann Bögner von Lörrach ein solches für die Landgrafschaften Sausenberg und die Herrschaft Rötteln. Sie hatten vorher im Vorderösterreichischen spinnen lassen und mußten dort Kilian weichen. Da sie für die Baumwollspinnerei wenig Arbeitskräfte finden, bleibt ihnen die Weberei die Hauptsache,[44]) und auch diese ist nur von geringem Umfange.

Mehr Erfolg hatte ein Unternehmen, das im Jahre 1755 auf Anregung von Oberamtmann v. Wallbrunn begründet wurde. Ein Konsortium, bestehend aus Statthalter Sebastian Pflüger, den Räten Andreas Geiger, Jakob Pflüger, den Gerichtsmännern Joh. Chr. Grether und Johann Kaspar Marget — der letztere seit 1757 Statthalter und Bleichdirektor — errichtet eine Naturbleiche in Schopfheim und eine Handspinnerei in dieser Gegend und erhält ein privilegium exclusivum für Sausenberg und Rötteln.[45]) Vorurteile der Bevölkerung und Verachtung dieser Arbeit erschweren den Aufstieg des

---

[44]) Gothein a. a. O. Seite 728.

[45]) Eberlin: Geschichte der Stadt Schopfheim, Seite 130 und „Das Markgräflerland“, 6. Jahrgang, Heft 2 ff.

Unternehmens. Und als im Jahre 1760 selbst ärmere Leute „den Spinnverdienst verschmähten und sich nur wenige Arbeiter fanden", erläßt die Regierung auf Bitten der Gesellschaft eine Verordnung, wonach alle ärmeren Leute des Schopfheimer Viertels genötigt werden, monatlich wenigstens 8 Pfund Baumwolle zum Spinnen zu nehmen. Hat man ursprünglich auf eben diese Hausindustrie das Hauptgewicht gelegt, so sieht man sich in der Erwartung einer Blüte des Bauwollspinnens in diesem fruchtbaren und wenig übervölkerten Talabschnitt gründlich enttäuscht. Ganz unabhängig von der Entwicklung dieser Hausindustrie aber nimmt die Bleiche einen wohl nicht erwarteten Aufschwung. Die Fabriken der Schweiz und des Elsaß, besonders in Basel und Mülhausen, und auch Lörrach lassen dort bleichen. Diese Aufträge haben das Unternehmen zum bedeutendsten in der Umgegend gemacht.

Es werden gebleicht: [46])

	Leinen	Indiennes von			Baumwolltücher
		Lörrach	Basel	Mülhausen	
1757 = 81 000 Ellen, davon	25 000	10 000	—	3 200	6 000
1763 = 234 000 „ „	32 000	—	—	94 000	29 000
1773 = 291 000 „ „	25 000	—	126 000	30 000	8 000
1775 = 346 000 „ „	32 000	93 000	156 000	14 000	20 000
1777 = 300 000 „ „	—	—	—	—	—

Trenkle [47]) dagegen gibt an, daß im Jahre 1775 32 628 Ellen Leinen und 346 958 Ellen Baumwolle gebleicht wurden und zwar davon:

In Schopfheim fabrizierte	20 480 Ellen	= 640 Stück
Von Christ. Burckhard & Sohn, Basel	156 288 Ellen	= 4 884 Stück
Küpfer in Lörrach	93 885 Ellen	= 2 845 Stück
Adolf Stißler & Co., Mülhausen	39 369 Ellen	= 1 193 Stück
Dollfuß-Vetter & Co., Mülhausen	31 944 Ellen	= 968 Stück
Köchlin, Mülhausen	4 922 Ellen	= 156 Stück

Der Bleichlohn wird per Stück berechnet und beträgt 33 kr. Dieses Unternehmen ist als Lohnbleiche für Ausländer groß geworden und kann sich auch noch anderthalb Jahrzehnte im 19. Jahrhundert halten.

Von nur kurzer Lebensdauer ist dagegen das Unternehmen des Fabrikanten Theiler von „Wädischwyl", Kanton Zürich, der auf sein Gesuch vom Jahre 1777 um Konzession einer Fabrik für baumwollene, leinene, seidene und halbseidene Artikel in Schopfheim weitgehende Privilegien erhält, obwohl der Statthalter Marget als Teilhaber der Bleiche und Baumwollspinnerei und auch der Stadtrat dagegen sind. Stadtschreiber Ziegler befürwortet das Gesuch, „weil die Untertanen, die Polizeigesetze erschlafften, Fleiß und Industrie unbekannte Dinge sind." [48]) Die Spinnerei nimmt 1779 ihren Anfang, und zur Errichtung der Weberei verbindet sich Theiler mit Hauptmann Bischoff von Baden.

---

[46]) Eberlin a. a. O. Seite 131.
[47]) Trenkle: Geschichte der Schwarzw. Industrie, S. 258.
[48]) Eberlin: Geschichte der Stadt Schopfheim, Seite 131, ebenso Akten GLA.

Noch während der Unterhandlungen verbindet sich Stadtschreiber Ziegler mit dem unternehmungslustigen Bartlin Pflüger, der — Landwirt, Gastwirt, Kaufmann, Weißgerber, Rübelinzeugweber in einer Person — Theiler zuvorkommt und eine „feine Baumwollspinnerei“ von sog. Toggenburger Tüchern beginnt und dadurch Theiler die Arbeitskräfte wegnimmt. Erdmannsdörfer[49]) berichtet von einem weiteren Unternehmen, das mit Unterstützung der Regierung der Bevölkerung besonders im Kleinen Wiesental Nahrung geben soll. Es war naheliegend, daß die Regierung das Spinnen und Weben von leinenen und hänfenen Produkten einführen wollte. Tatsächlich nimmt eine solche Spinnerei im Jahre 1777 ihren Anfang. Den ersten Plan, die Aufstellung von Webstühlen zu ermöglichen durch einen unverzinslichen Vorschuß von 70—80 fl aus der herrschaftlichen Kasse an einige Weber, muß man fallen lassen. Und wieder sind es auch hier Kaufleute von Mülhausen, die das Unternehmen bis zum Jahre 1783 weiterführen und bei einer Produktion von 20 000 Ellen Leinwand jährlich 4 000 fl für Löhne auszahlen.

Eine andere Gesellschaft für leinene Tücher, die es auch noch mit der Wollspinnerei versucht, nimmt 1785 ein Ende. Der ungünstige Einkauf und die hohen Transportkosten für den hier weniger gepflanzten Hanf verteuern das Endprodukt zu sehr, es treten außerdem Absatzschwierigkeiten auf, sodaß noch eine große Partie roher Tücher und unverarbeitetes Garn in Basel und in der Vogtei Tegernau liegen bleiben und auf Absatz warten. In den zwei Wintern 1783/84 hat man 120 Zentner Hanf spinnen und weben lassen.

Auch von Burgvogt Sonntag wird der Versuch gemacht, eine Tuchmanufaktur in der Schopfheimer Gegend zu gründen und dafür eine ausgedehnte Wollspinnerei anzulegen. Da diese „eine wohlfeile Gegend“ erfordere, wo „der Spinnerlohn, als der größte Kosten bei der Tuchmanufaktur, wohlfeil zu erhalten sei,“ werden Leute aus der Waldgegend, besonders aus den Vogteien Tegernau und Neuenweg, beschäftigt. Die Flachs- und Wollspinnerei wirft aber keinen großen Verdienst ab, und deshalb geht man zur Baumwollspinnerei über. Sie hat Bestand vom Jahre 1790 bis 1796.[50])

Mehr erwartet man dann von einer Seidenzeugfabrik der Basler Bürger Isaac und Abel Isaac Lichtenhahn, die im Jahre 1770 in Lörrach 30 Stühle aufgestellt haben. Als die Regierung den vielzu weit gehenden Forderungen auf Vergünstigungen nicht durchaus entsprechen kann, geben sie ihr Unternehmen in Lörrach bald wieder auf.

Ein Jahrzehnt später will der Tuchscherer Philipp Jakob Frank von Mülhausen in Lörrach eine Tuchfabrik gründen. Sein Plan ist vielversprechend, stößt aber auf große Hindernisse. Im Jahre 1782 erst erhält er ein Privileg, damit sind aber die Schwierigkeiten nicht behoben. Zeitweise ist der Absatz sehr gut, und ein Teil der Bestellungen kann nicht ausgeführt werden. In dieser Zeit haben über 80 Familien dort ihren Unterhalt gefunden. Um 1785 lassen die Bestellungen merklich nach, und zwei Jahre später übergibt Frank die Fabrik an seinen bisherigen Teilhaber Reichenbacher; dieser verkauft sie an den Skribenten Gottfr. Hch. Engler, der sich mit einem Wollfabrikanten aus Sardinien, Geguf, und dessen Schwager Sonntag verbindet. Geguf hat das Recht, jährlich 2000 Dutzend Strümpfe und 1400 Stück Wolltuch mit geringem Zollsatz zur Veredelung nach Sardinien einzuführen. Um ein Darlehen zu erhalten, rechnet Geguf in seiner Eingabe vor, daß er 250 Arbeiter beschäftigen könne und daß durch die Arbeitslöhne 20 000 fl. ins Land kämen. Er habe eine im Jahre 1786 in Aesch bei Basel eingerichtete Spinnerei, die er an ein Basler Haus abtrat, wieder z. T. an sich ziehen müssen, da man nicht gleich

---

[49]) Erdmannsdörfer: Das badische Oberland im Jahre 1785. Reisebericht eines österr. Kameralisten. Bad. Neujahrsblätter, 3. Blatt, 1893.

[50]) Vergl. Trenkle: Geschichte der Schwarzw. Industrie.

genügend „Spinnereien" im Oberamt habe entdecken können. Nun habe er die Absicht, die vielen „sich ohne Brott und Arbeit befindenden Baumwollspinner, welche durch den Verfall der Indiennefabrique von selbiger gekommen" seien, wieder zu beschäftigen. Diese löbliche Absicht scheint aber nie in die Tat umgesetzt worden zu sein, und im Jahre 1793 geht die „Ratinmühle" an den Seidenfabrikanten Joh. Jak. Thurneisen von Basel über, der darin eine Seidenfärberei und Seidenweberei einrichten will.[51])

Noch mehr als bei allen bisherigen Gründungen knüpft sich in der Zeit des Krieges und des Niederganges an den Namen dieses Seidenherrn eine große Erwartung. Schon seit dem Jahre 1760 hatte Thurneisen im Oesterreichischen, besonders in der Baar, Seide spinnen lassen, die dann in Basel verwoben wurde. In den 1790er Jahren beschäftigt er auch im oberen Wiesental arbeitslos gewordene Baumwollspinner mit dem Seidenspinnen. Sehr wahrscheinlich hat auch die Seidenmanufaktur Metz in Kandern seit den 1770er Jahren auf dem Wald Seide spinnen lassen. Durch die Zerstörung der Seidenstadt Lyon haben sich im Jahre 1793 viele Seidenarbeiter nach Basel gewendet. Sie finden aber nicht die gastliche Aufnahme wie früher die reichen Refugianten; ihrer Ansiedlung stehen politische Bedenken gegenüber. Die Gelegenheit benützend, bringen Thurneisen und sein Teilhaber Iselin acht dieser Weber und 4 Färber nach Lörrach, ihnen sollen weitere 200 folgen. Die acht Lyoner Arbeiter reichen nicht aus, die Weber, die sich aus Tumringen, Brombach und Steinen als Arbeiter melden, anzulernen.[52]) Thurneisen will vor allem neben der „konzentrierten Fabrik" [53]) auch die Hausweberei einführen, für welche das Wiesental günstigere Bedingungen bietet als die Stadt Basel, und er erhält Privilegien für Seidenfärberei, Bandwebstühle, Seidenzwirnmühle und dergl. Maschinen. Nun setzt aber die Mißgunst der schweizerischen Seidenfabrikanten ein, die mit allen Mitteln versuchen, das Vorhaben zu hintertreiben. Sie schildern die französischen Arbeiter als eine „Rotte von Verschwörern", bestehend aus Geistlichen, Aerzten, Hutmachern und dergl. verdächtigen Menschen. Warum sich wundern, wenn die vorderösterreichische Regierung bei der badischen Regierung deswegen vorstellig wird, und wenn auch bei der Bevölkerung eine Abneigung gegen diese Arbeiter sich zeigt, obwohl sich kein berechtigter Anlaß zur Klage bot?

Aus dieser ganzen Gärung heraus stammt das Schreiben des Oberamts,[54]) in welchem noch einmal am Ende dieses Jahrhunderts all die Schäden, aber auch all die Vorurteile gegen den konzentrierten Fabrikbetrieb, zusammengefaßt vorgetragen werden, — wie man immer in Zeiten des allgemeinen Niedergangs das verdammt, was vorher als Triebkraft des Aufschwungs und der neuen Zeit erschien. Das Schreiben hat im wesentlichen folgenden Inhalt: Fabriken vermehren unstreitig den Geldumlauf und die Bevölkerung, steigern auch den Wert der landwirtschaftlichen Erzeugnisse; aber sie haben auch Nachteile, besonders auf dem Lande. Alles, was der Landwirtschaft nützt, müßte unterstützt werden, in erster Linie müßte aber auf dem Lande die Reinheit der Sitten erhalten werden. Die Fabrik aber sei das Grab der Moral und *untergrabe* die *Häuslichkeit*. Die Kinder verwildern in der Fabrik und haben eine Abneigung gegen die härteren landwirtschaftlichen Arbeiten, da sie in der Fabrik mit leichter Mühe Geld verdienen. Die Mädchen verstehen vom Haushalte nichts, sodaß sie zwar im 18. Lebensjahr reif zu Fornications-

---

[51]) Herbster: Zur Geschichte der Lörracher Industrie, Seite 90 ff. Ferner auch Akten GLA.

[52]) Herbster a. a. O., Seite 94.

[53]) Gothein: Wirtschaftsgeschichte a. a. O., Seite 712.

[54]) Es ist verfaßt vom Landvogt von Reitzenstein zusammen mit den Amtleuten und Geistlichen.

strafen sind, im 20ten aber noch keine Suppe kochen können. Folge der konzentrierten Fabriken sei also: Sittenverderbnis, Verbreitung des Luxus, Rückgang der häuslichen Tugenden, Mangel an Dienstboten und deren Verderbtheit.

Deshalb soll überall da, wo Industrie und Landwirtschaft zusammen treffen, die Produktion von Waren auf dem Lande in so vielen kleinen Kanälen als möglich in die einzelnen Wohnungen des Landmanns verteilt werden und der konzentrierte Betrieb den bedeutenderen Städten überlassen werden. Eine Verteilung der Fabrik auf mehrere Orte im Oberamt sei geboten. Weiter wird befürchtet, daß die französischen Arbeiter die in ihrer Heimat herrschende Unsittlichkeit auch nach Lörrach verpflanzen und daß politische Unzuträglichkeiten entstehen könnten. Daß eine solche Argumentation nicht den Beifall des Landesherrn, Karl Friedrichs, finden kann, ist klar, und vor allem wird in der Antwort hingewiesen auf den Widerspruch, daß man diese für die Sitten des Landmanns so verderbliche Industrie „dennoch über das platte Land in alle Hütten auszubreiten wünsche."[55]) Und es wird der Aufenthalt von 25 französischen Arbeitern in Lörrach gestattet. Die Machenschaften der Basler Handelshäuser gegen Thurneisen hören nicht auf, und deshalb bleibt die erhoffte Blüte dieses Unternehmens aus; es hält sich aber noch über die Jahrhundertwende hinaus. Schon drei Jahre, bevor Thurneisen die Herstellung von Seidenbändern in Lörrach begann, hatte der Handelsmann Joh. Gg. Weber aus dem Kanton Zürich die Erlaubnis erhalten, in Lörrach glatten Seidenflor, Gace d'Italie und halbseidene Zeuge herstellen zu dürfen. Diese Seidenstoffweberei hatte aber keine lange Lebensdauer.[56])

c) Die allgemeine Lage an der Schwelle des 19. Jahrhunderts.

Wenn wir diese ganze frühindustrielle Zeit überblicken, so können wir feststellen, und es drängt sich uns immer wieder auf, daß nirgendwo — mit Ausnahme der Bürsten-Holzindustrie — von einer „gewordenen Industrie" gesprochen werden kann; vielmehr sind diese Industrien, allerdings unter der tätigen Mithilfe der Behörden, vom Ausland hierher verpflanzt und hier großgezogen worden. Wo einheimisches Kapital eine Gründung finanzierte, da war dieses Unternehmen zum wenigsten vom Ausland als Auftraggeber abhängig. So ist es klar, daß die Industrien so gut wie ausnahmslos mit der Abwanderung des Kapitals und dem Fehlen von Auslandsaufträgen zurückgehen.

Zusammenfassend ist soviel unbestritten: Die Dreiländerecke bildet schon in der frühesten kapitalistischen Zeit, obwohl politisch uneinheitlich, doch wirtschaftlich ein geschlossenes Gebiet, dessen Einzelteile sich in der Produktion, in der Arbeitskraft, in der Kapitalbeschaffung und im Standort gegenseitig ergänzten. Die Wiesentäler Industrie ist in der Hauptsache eine Ergänzung für die kapitalistisch und wirtschaftlich höher entwickelten Nachbargebiete; und für den Unternehmer ist die Kolonisation des Wiesentales meist eine rational erwogene Möglichkeit, die günstigsten Produktionsbedingungen auszunutzen. Dabei ist dieses Hinübertreten über die politische Grenze in keiner Weise bedingt durch irgendwelche Absatzschwierigkeiten im eigenen Land. Dieses Moment des Absatzes sollte erst im 19. Jahrhundert von entscheidender Wichtigkeit werden.

Abschließend dürfte es nun noch zweckmäßig sein, auf die ganze Struktur des Untersuchungsgebietes einen kurzen Blick zu werfen. Zu Hilfe kommt uns da ein Reisebericht eines österreichischen Kameralisten über das Oberamt Rötteln aus dem Jahre 1785.[57])

---

[55]) Gothein a. a. O., Seite 734, ebenso Akten GLA.
[56]) Herbster a. a. O., Seite 100 ff. Ebenso auch Akten GLA.
[57]) Das badische Oberland im Jahre 1785 in: Badische Neujahrsblätter, 3. Band, 1893.

Dieses Oberamt ist das wichtigste in den gesamten badischen Landen. Es besteht im Jahre 1784 aus 83 Ortschaften mit insgesamt 28 105 Einwohnern. In den Jahren 1760 bis 1780 haben wir einen Geburtenüberschuß von 2368 Menschen zu verzeichnen, wobei die Hauptzunahme auf die letzten Jahre entfällt.[58]) Aehnlich wie früher oft für einzelne Ortschaften, wird hier für das Oberamt eine „Handelsbilanz“ aufgestellt und unter diesem Gesichtspunkt das wirtschaftliche Leben betrachtet. Ausgeführt werden — besonders nach der Schweiz — Früchte, Wein, Holz, rohes und verarbeitetes Eisen (Draht, Nägel, Sicheln, Sensen usw.) und umgekehrt in erster Linie zur Bekleidung erforderliche Dinge und auch Vieh eingeführt.[59]) Der gute Absatz der Landesprodukte, die günstigen Lebensbedingungen der Bevölkerung, die hohen Preise, lassen auf einen Ueberschuß in der Jahresbilanz schließen. Das zeigt sich in verschiedener Weise. Die Schicht der sehr reichen Bauern ist verhältnismäßig groß, die landwirtschaftlichen Produkte erzielen im Inland wie im Ausland gute Preise, der Markgräflerwein bringt reichen Ertrag. Der allgemeine Wohlstand kommt auch dem Handwerker zugute.

Es zeigt sich hier im Oberland eine Ueppigkeit im Essen und Trinken, in der Kleidung und in der ganzen Lebensart. Nachteilig macht sich bemerkbar, daß Kinder aus ärmeren Familien, insbesondere aus landwirtschaftlichen Zwergbetrieben, lieber in den Fabriken der benachbarten Schweiz und im Elsaß eine bequemere Lebensart finden, als im Dienen bei den Bauern. Der bäuerliche „Großbetrieb“ ist in seinen Hilfskräften auf allerlei hergelaufene Leute angewiesen und deshalb nicht gerade gut gestellt. Ihm gegenüber ist die Lage des Mittelstandes, der mit weniger Gesinde oder gar nur mit Familienangehörigen arbeiten kann, weit günstiger. Zudem zeigen die großen Güter eine extensive Bewirtschaftung. Die Bauern trifft der Vorwurf, daß sie zur Verhinderung der Güterzerstückelung selten mehr als zwei, höchstens drei Kinder zeugen. Es zeigt sich also auch hier schon wieder das mehr rationale Denken der markgräflichen Bevölkerung im unteren Wiesental.

Die größte Bedeutung hat immer noch die Landwirtschaft, doch reicht sie bei zunehmender Bevölkerung und bei gleichbleibendem Ertrag nicht aus, insbesondere nicht in den Waldorten des Kleinen Wiesentals. Dort in den Waldgegenden ist jetzt der Anbau von Kartoffeln die Hauptnahrungsquelle. Durch die Verwertung des Holzes und dessen Ausfuhr wird es dem dortigen Kleinbauern erst möglich, seine Abgaben zu entrichten. Neben dem starken Flachsbau tritt der Hanfbau zurück. Und gerade für diese notdürftigen, mehr abgelegenen Gegenden, wird ein Nebengewerbe zur Notwendigkeit, das im Anschluß an die Landesprodukte den Kindern des armen Landmannes, den alten und kränklichen Leuten, ein sicheres Einkommen verschafft. Darin liegt auch der Grund für all die Versuche, die Spinnerei und Weberei gerade von Hanf und Flachs einzuführen.

Im übrigen sind im vorderen Wiesentale die Industrien eine wertvolle Ergänzung für Landwirtschaft und Handwerk und geben einer starken Bevölkerung Lebensmöglichkeit. Wohl hat das Ende des 18. Jahrhunderts mit all den Kriegen hier empfindliche Rückschläge gebracht, aber die Not hat nicht das Ausmaß annehmen können, wie damals in der ersten Hälfte des Jahrhunderts und wie auch jetzt wieder im oberen Talabschnitt, wo nur die Auswanderung die Zustände etwas bessern konnte. Die Kriege hatten im unteren Wiesentale nicht diese schweren Auswirkungen, wie man im allgemeinen annimmt; auch entsprach die ganze Einstellung zum Feinde nicht derjenigen der vorderösterreichischen katholischen Bevölkerung im oberen Tale. Die Bewohner des oberen Tales sahen im

---

[58]) Akten GLA. Karlsruhe.

[59]) Industrieprodukte und Rohmaterialien werden auffallenderweise gar nicht erwähnt.

Franzosen den „Zerstörer ihrer Kirche und den Mörder ihrer Priester“[60]) und hatten für die geduldigen protestantischen Markgräfler nur Verachtung. Letztere dagegen hatten im ständigen Verkehr mit den in vielem fast gleichgearteten Baslern einen Zug in ihr Wesen bekommen, der es ihnen leichter machte, sich mit fremder Art zu versöhnen und fremdem Gebot zu fügen.“[61]) Der praktische, fast rechnerische Sinn der Markgräfler zog aus den Kriegswirren noch Vorteil. Gerne nahm man die Gelegenheit wahr, dem Feind im Land die eigenen Erzeugnisse gegen teures Geld zu verkaufen oder gar auf dem Basler Markt mit hohem Gewinn Schlachtvieh, Pferde, Heu, Stroh, Früchte und Wein abzusetzen. Diese Waren wurden dann wieder von Basler Handelsleuten mit nicht geringem Nutzen an die französische Armee selbst veräußert. Freund und Feind lebten von Produkten des Markgräflerlandes, und viel Geld kam ins Land. Wenn Verbote diesen einträglichen Handel unterbinden wollten, so scheute man vor einem schwunghaft betriebenen Schmuggel nicht zurück. Selbst in Schwaben kaufte man Pferde auf und verkaufte sie in Basel. Während die Grundbesitzer ihre Gewinne einstrichen, erwarteten die Armen vom Franzosen, daß er ihnen Reichtum bringe, sie aus dem Knechtsdasein befreie, daß sie Bauern würden und der Bauer ihr Taglöhner.

Dann aber trafen auch das Markgrafenland die Schrecken der Kriegszeit, und die Wirren zerstörten mit der Zeit die mühsam aufgebaute Industrie. Der Krieg vernichtete auch die Weinernten. Damals entstanden aus dieser Zwangslage heraus die ersten Brauereien in Zell, Kandern und Feldberg.[62])

In gleicher Weise interessant wie das soziale Leben um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert ist die bisherige Entwicklung des Handwerks und sein Zustand in dieser Zeit. Mit zunehmender Erstarrung des Stadthandwerks und der Städte überhaupt, mit der Erstarkung und immer mehr um sich greifenden Macht des Territorialherren, mit der Bevölkerungszunahme nach dem 30jährigen Kriege, besonders auf dem Lande,[63]) ist gerade auch im Wiesental eine Zunahme des Landhandwerks verbunden Eine lokale Zunftverfassung war auch im alten Schopfheim nicht vorhanden; es ist vielmehr die Landeshoheit, die hier — wie überall — regulierend und verordnend eingreift. Der Markgraf „untersagt jegliche Verbindung aus freier Küre der Beteiligten und wahrt aufs Entschiedenste das ausschließliche Gesetzgebungs- und Verordnungsrecht der Regierung.[64]) Die für die geschlossene Einheit der Städte geschaffene Zunftorganisation wird nun einfach auf das Territorium übertragen[65]) und dem Dorfhandwerk aufgezwungen, sei es anfangs als Landeszunft für die einzelnen Gewerbe im ganzen Land oder dann für einzelne Gebiete.[66]) So wurden verschiedene Ordnungen erlassen, die für das vordere Wiesental Bedeutung haben.

Noch um die Mitte des 18. Jahrhunderts wird geklagt, daß im Oberland einige Handwerke fehlen und allgemein die Ausbildung der Handwerker ungenügend sei. Bis zum Jahre 1772 war die Erlernung eines Handwerks, im Prinzip wenigstens, von einer obrigkeitlichen Erlaubnis abhängig, und erst im Jahre 1794 wird auch offiziell bestimmt,

---

[60]) Schmitthenner: Das Tagebuch meines Urgroßvaters, Seite 93.

[61]) Ebenda, Seite 93.

[62]) Schmitthenner: a. a. O. Seite 158.

[63]) In den Jahren 1768 bis 1804 hat die Bevölkerung des Oberamts Rötteln um 175 Prozent zugenommen.

[64]) Gothein: Wirtschaftsgeschichte a. a. O. Seite 419.

[65]) Gothein in ZGO., N. F., Bd. 1, Seite 18.

[66]) Eine Landeszunftordnung vom 25. Oktober 1760 will eine mehr oder weniger einheitliche Regelung für alle Handwerke des Landes durchführen.

daß die Zahl der Handwerker auf dem Lande nicht mehr eingeschränkt werden soll. Vor der Jahrhundertwende wird dann festgestellt, daß durch die nicht so strenge Beschränkung des Handwerks auf die Städte die Dörfer meist ein gutes Aussehen haben. Schon wird auch der Freiheit der Konkurrenz ein Wort geredet, die ein natürliches Gleichgewicht zwischen städtischem und Dorfhandwerk schaffe. Ohne Zutun der Landesherrschaft würde städtische und ländliche Nahrung sich von selbst in das beste Gleichgewicht gegeneinander setzen. In der Nähe größerer Städte soll allerdings das Handwerk auf dem Lande möglichst beschränkt werden. Unbedingte Freiheit dagegen sei am Platze in einem Landbezirk wie Rötteln, in dem keine größeren Städte liegen und dessen benachbarte Stadt Basel einem anderen Landesherrn zugehört, wodurch man bei fehlendem Handwerk seine Bedürfnisse zum Teil in schweizerischen Städten ankaufen müsse. Im Jahre 1790 wohnen nach einem Bericht des Oberamts Lörrach in Kurbaden dreimal mehr Handwerker auf dem Land als in den Städten, und auf 16 Einwohner kommt ein Handwerker. Alle Handwerker im Oberamt können nicht allein von ihrem Handwerk leben, sondern sie sind noch, sogar in den Städten Lörrach und Schopfheim, an den landwirtschaftlichen Erwerb gebunden.

Sehr stark sind die Leineweber vertreten, die sowohl für eigenen Bedarf als auch für Kunden arbeiten. Dieses Handwerk zählt mit 186 Meistern zum bedeutendsten im Oberamt.[67]) Im Jahre 1792 bitten die Leineweber um Heraufsetzung des Lohnes und um Abschaffung der teueren Meisterstücke; sind doch die Leineweber meist arme Leute und können das Geld für ein solches Meisterstück nicht aufbringen, da sie nicht für den Handel, sondern auf Bestellung ihrer Kundschaft arbeiten. Sie kommen selten in die Lage, „dergleichen gebildete Zeuge zu weben". Vielfach haben sie nur für ein halbes Jahr Aufträge. Seit dem Jahre 1803 werden dann von dem Leineweber auch einfache Meisterstücke nicht mehr gemacht: Die Zunftverfassung ist durchlöchert.

Mit dem Rückgang der Industrie und der wachsenden Kriegsnot scheint auch ein verstärkter Zudrang zum Handwerk verbunden gewesen zu sein. Im Jahre 1801 ist jeder elfte Einwohner des Oberamts Rötteln ein Handwerker bezw. jeder fünfte bis sechste männlichen Geschlechts. In jeder dritten Haushaltung wird ein Handwerk getrieben. (Akten GLA). Die Anzahl der Handwerker ist sehr groß. Gegenüber der hohen Meisterzahl finden wir nur wenige Gesellen und Lehrjungen. Diese Tatsache läßt den Schluß zu, daß der Alleinbetrieb die Regel ist. Dem handwerklichen Betrieb angeschlossen ist immer eine geringe Landwirtschaft, die in der Hauptsache von den Familienmitgliedern umgetrieben wird. Die Mehrzahl der Handwerker arbeiten für den Absatz im Oberamt, nur die Ketten-, Rinken- und Nagelschmiede, außerdem nur noch Drahtzieher, Possamentierer, Strumpf- und Seidenweber, Weiß- und Rotgerber sind im Absatz auf das Ausland angewiesen.

„Diese ganze Art des Betriebs der Handwerke und Gewerbe ist durch die Folge eines langen Zeitraums innigst mit der ganzen Verfassung des Oberamts, mit der Verteilung des Grundeigentums und mit den verschiedenen Quellen der Ernährung verbunden. Es wird produziert für den notwendigen inneren Bedarf und insoweit ist kein Verlag nötig" (Akten GLA).

Durch die günstigen Bedingungen, die das Gerbergewerbe im Wiesental findet, haben wir dort allein 27 Rotgerbereien und fast ebenso viele Weißgebereien. Wie das Oberamt Rötteln im Jahre 1808 schreibt, ist der Absatz sehr bedeutend und vorteilhaft, nicht nur

[67]) Die Vogtei Tegernau zählt allein 50 Meister.

im Inland, sondern besonders auch auf der Zurzacher Messe, wo ein starker Handel mit Leder getrieben wird und ansehnliche Preise erzielt werden können. Früher sind noch mehr Gerbereien im Betrieb gewesen, und viele Betriebe sind stillgelegt worden. Gothein berichtet, daß durch den Niedergang des Handwerks die Häute massenhaft nach den ruhigeren Nachbarländern, Elsaß und Schweiz, ausgeführt werden.[68]) Die gleichen Verhältnisse liegen im Amt Schopfheim vor. Man führt dies darauf zurück, daß der Lederhandel, „der im Ausland leichtes und billiges Leder kauft, das inländische Leder unterbiete". Ebenso schädigend wirke der Aufkauf von rohen Häuten und Fellen, besonders durch die Juden, die dann die Ware ins Ausland verkaufen. Eine Rolle mag dabei die Tatsache gespielt haben, daß das im Wiesental fabrizierte Leder meist nur für grobe Arbeit zu gebrauchen war und das übrige Leder von den Schuhmachern in Basel eingekauft werden mußte. Die Basler Gerber und Händler sichern sich auch dadurch einen Vorsprung vor den inländischen Gerbereien, daß sie das Leder auf Borg abgeben, wodurch die inländischen Gerber ins Hintertreffen geraten. Das Kapital wirkt also auch hier ein, wenn auch die handwerkliche Gerberei noch einige Widerstandsfähigkeit besitzt.

Der Niedergang der Jahrhundertwende wirkt sich allgemein sehr drastisch aus. So entwirft im Jahre 1804 das Amt Rötteln folgendes düstere Bild: „Die Einwohner nähren sich recht kümmerlich von Feldbau und Weinwachs. Wegen der durch die Erbteilung weit fortgeschrittenen Zerstückelung der Güter hat man viel Arbeit und alle Kinder müssen hier mithelfen. Daher werden nur wenige mehr zu Handwerkern (richtig) ausgebildet, umsomehr, da auch kein Geld aufzubringen ist für den Lehrlohn und die Wanderjahre. Die Kenntnisse der Handwerksmeister sind minimal und für qualifizierte Arbeiter muß man sich auswärts umsehen. Neben ihrer Profession treibe sie ein wenig Landbau, arbeiten nicht ständig auf ihrem Handwerk und verlernen viel. Alles ist viel zu teuer, oft fehlen für nötige Arbeiten die Handwerker und besonders auch die Taglöhner. In keinem Bezirk ist es so schlecht bestellt, wie im Oberamt Rötteln: Es fehlen die Handwerker,[69]) der Landbau ist überschuldet und dazu sind die Abgaben viel zu hoch" (Akten GLA). Dieses Bild gibt das Amt von dem Gebiet, das früher als das beste des Landes überhaupt galt und von welchem Bader schreibt: „Selten erblickt man in einem badischen Dorfe einen Bettler und zu Basel pflegte man damals zu sagen: Wenn der Markgräfler zehn Jahre Frieden behält, fährt er mit silbernem Pflug ins Feld." [70])

In diesem „altbadischen" Teil des Wiesentales werden also die Zunftgesetze doch im allgemeinen strenger eingehalten. Im österreichischen oberen Wiesental sah dagegen die Regierung nicht besonders auf das Zunftwesen. Seit Jahrzehnten Aufhebung des Zunftverbandes vermutend, hielt man es bald so, bald anders; bald wie in Waldshut (Aufnahme nur von städtischen Gewerbsleuten), oder wie in Säckingen (Aufnahme auch der Landmeister in eine Art „Gewerbseinung"). So haben sich die Handwerker der Vogtei Zell ganz an die Zünfte der Stadt Säckingen angeschlossen, und es bestehen dort eine Anzahl mittelalterlich organisierter Zünfte. Die Weber, Schneider, Bäcker, Schuhmacher, Steinhauer, Hafner und Maurer sind in Säckingen eingezünftet. Im Jahre 1746 sind ein Hutmacher, zwei Sattler, zwei Strumpfstricker, ein Rotgerber, ein Kupferschmied, alle von Schönau, als „zünftig bei den Zünften zu Freiburg eingelassen" und wollen deshalb, allerdings ohne Erfolg, sich für ihre Waren das alleinige Verkaufsrecht in Schönau sichern, wogegen die Krämer der Schönauer und Todtnauer Talschaft geltend machen, daß ihnen nach Herkommen das Recht zustehe zu kaufen, wo sie wollten" (Akten GLA.).

---

[68]) Gothein: Wirtschaftsgeschichte, Seite 781.
[69]) Das heißt, es fehlen wirklich ausgebildete Leute.
[70]) Vergl. Bader Josef: Badische Landesgeschichte, Freiburg 1864.

Im Schönauer und Todtnauer Tal hat man überhaupt nie versucht, eine strenge zünftlerische Ordnung, ähnlich der städtischen, einzuführen und „den Dorfhandwerkern aufzudrängen".[71]) Die Landhandwerke waren also in keiner Weise gebunden, dagegen hatte man „in den kleinen Städtchen des oberen Wiesentals" lediglich bestimmte administrative Vorschriften für Wirte und Metzger aufgestellt. Vielleicht mag dies noch zum Teil eine ferne Erinnerung an die Zeiten eines blühenden Bergbaues sein, wo durch besondere Bestimmungen die Nahrungsversorgung der Bergleute geregelt war.

Im Jahre 1617 hatte Abt Martin von St. Blasien in einer Landesordnung Taxpreise für Brot und Wein festgesetzt,[72]) und erst im Jahre 1710 wurden alle Handwerker der Herrschaft St. Blasien in einer einzigen Landeszunft zusammengefaßt. Ebenso wird ausdrücklich das auf der „Stör"-arbeiten, wie auch das Hausieren erlaubt [73]) — in dieser Gebirgsgegend eine Notwendigkeit. Für die Nagelschmiede allerdings bestand seit „unvordenklicher Zeit" eine Gewerbeorganisation,[74]) die die Nagelschmiede u. a. der Baar, von Stühlingen, von St. Blasien und auch Todtnau erfaßte und auf jährlichen Zusammenkünften alle Fragen regelte. Doch hat sich der Zusammenhang mehr und mehr gelockert, so daß im Jahre 1804 verordnet werden muß: die Nagelschmiede dürften sich nur dieser breisgauischen Nagelschmiedmeisterschaft einverleiben lassen und dürften ihr Handwerk nicht in der Nähe der größeren Städte treiben. Inbezug auf Preis und Qualität müssen sie sich an die erlassenen Vorschriften halten und dürfen „keine unerlaubten Kunstgriffe anwenden, um die Kundschaft anderer an sich zu ziehen". Der Verkauf der Nägel an Hausierer, Krämer und Handelsleute zum Weiterverkauf im Breisgau ist verboten.

---

[71]) Gothein: Wirtschaftsgeschichte, Seite 453.
[72]) Gothein: a. a. O., Seite 451.
[73]) Gothein: a. a. O., Seite 452.
[74]) Gothein: a. a. O., Seite 450.

C. Die industrielle Zeit.

a) Die Zeit des Uebergangs.
(Von der Jahrhundertwende bis zum Zollverein).

1. Hausindustrie.

Textil- und Bürstenindustrie.

Es wurde bereits festgestellt, wie in dem allgemeinen Dahinsiechen der Wirtschaft unseres Gebietes sich wenigstens die Hausindustrie in kümmerlichen Resten zu halten sucht, um der zu starken Bevölkerung gegen geringen Lohn Arbeit und — — Kartoffeln zu geben. Denn fast in allen Berichten wird als beinahe ausschließliche Nahrung „Erdäpfel, Käse und Milch" angegeben; selten reicht es für Brot. Kümmerlich schlagen sich die Baumwollweber durch, die sich so gerne „Fabrikanten" nennen. Neben der Unzahl selbständiger „Fabrikanten" besteht noch im Jahre 1815 in Zell die Baumwolltuch- und Garnfabrik des Johann Peter Stib mit etwa 300 in der Umgegend beschäftigten Personen; in Ehrsberg läßt Altvogt Philipp Lais als Kommissionär verschiedener Schweizer Häuser etwa 250 Weber für sich arbeiten.

Nach der Landzollordnung vom Jahre 1812 ist ja die zum Verspinnen eingeführte Baumwolle, „wovon das Garn durch Commissionäre oder Ferger wieder den ausländischen Fabriken zurückgeführt wird, zollfrei, sofern sie für Handspinnerei bestimmt ist"; dagegen muß für Baumwolle zum Maschinenspinnen der Ein- und Ausfuhrzoll bezahlt werden (Akten GLA).

Schon geht die Handspinnerei mehr und mehr ihrem Ende entgegen, die Handweberei dagegen kann sich vorerst halten. Ihr zu Hilfe kommen die Maßnahmen der Regierung, die den Absatz dieser Waren durch das Hausieren im Inland gestattet. Obwohl grundsätzlich alles Hausieren, insbesondere den Fremden und Juden, verboten ist, macht man für diese Hausindustrien eine Ausnahme; denn es sei notwendig, daß man dazu beitrage, „den Fabrikanten, welche auf eigene Rechnung . . . Baumwollweber beschäftigen und dadurch den Einwohnern Gelegenheit zum Baumwollespinnen und hierdurch Verdienst durch Beförderung des Absatzes ihrer Fabrikate geben, Gelegenheit zur Unterhaltung ihrer Unternehmungen zu beschaffen" (Akten GLA). Diesem Zwecke dient das Hausieredikt vom 21. September 1815, das allerdings gewisse Bedingungen, u. a. Hausierscheine, verlangt. Es ist erklärlich, daß alle die armen Berggemeinden sehr gerne und ausgiebig den verarmten Bewohnern Hausierscheine zu beschaffen suchen und deshalb die Hausierer das Land überschwemmen. Und nicht nur das. Als Bayern, Württemberg und Frankreich einen beträchtlichen Zoll auf die Einfuhr von Baumwollwaren legen, suchen Schweizer Fabrikanten für ihre Webwaren Absatz am Oberrhein, indem sie zum Teil ihre Produkte durch eben diese Hausierer verkaufen lassen. Schließlich kommt es soweit, daß jeder „Gängler" nur vom Bezirksamt gestempelte Waren, über die er ein beglaubigtes Verzeichnis bei sich haben muß, verhausieren darf (1817), und daß im Jahre 1821 strenge Strafen für Ueberschreitungen angesetzt werden.[1]) Die Tatsache, daß im Jahre 1823 noch große Posten Woll-, Baumwoll- und Seidewaren im Oberamt Lörrach eingeschmuggelt werden, beweist, mit welchen Schwierigkeiten hier die Regierung zu kämpfen hat. Und wieder, wie vor Beginn der hausindustriellen Tätigkeit im oberen Wiesental, suchen hausierende Fremde und Juden aus der Not der Bevölkerung Kapital zu schlagen, und

[1]) Die große Not in den Jahren 1816/17 führt andererseits dazu, daß einer großen Zahl von Familien mit bis zu 10 Kindern aus den verschiedensten Orten des oberen Wiesentals die Auswanderungserlaubnis erteilt werden muß.

„der Landmann wird oft fast leibeigen an die Juden, die Hausierhandel treiben" (Akten GLA). Man befürchtet außerdem einen „zunehmenden Luxus durch das Hausieren" (Akten GLA).

Um der mit dem Niedergang der Baumwollspinnereien verbundenen Not entgegenzuarbeiten, wird überall Hanf- und Flachsanbau und deren Verarbeitung gefördert. Zur Eindeckung mit dem Rohmaterial werden Märkte in Lahr und Freiburg abgehalten, und besonders in der Schönauer Gegend soll das Leinengarnspinnen Aufnahme finden. Dort ist der Spinn- und Weblohn niedriger als in Lahr, sodaß nach dem Bleichen das Stück Leinwand 15—20 % billiger kommt. Einen großen Erfolg scheint dieser neue Plan nicht gehabt zu haben. In der Gewerbestatistik vom Jahre 1829 heißt es inbezug auf das Baumwollspinnen, daß dies meist ein Geschäft der Weiber und Kinder in den Aemtern Schönau und St. Blasien sei und selten von Männern betrieben werde. Dagegen sind mit dem Baumwollweben hauptsächlich Männer beschäftigt, aber auch Weiber und Kinder, die in der nach Steuerklassen aufgebauten Statistik nicht erfaßt werden.

Verhältnismäßig weit besser als die Textilindustrie hat sich über die Kriegswirren hinweg die Bürstenindustrie gehalten, die mit heimischen Rohstoffen, mit eigenem Kapital arbeitet, die in ihrer Produktionsweise ganz der Eigenart des Völkchens in und um Todtnau angepaßt ist und deren Produkte auch direkt abgesetzt werden. Wichtig dabei war wohl auch, daß eine starke fremde Konkurrenz fehlte. Dort „in dieser wilden, traurigen Gegend, wo die Natur nur unwirtliche Granitblöcke übereinander türmte und der kultivierte Boden nur Gras und Erdäpfel hervorbringt," wo „die Viehzucht die erste und beinahe einzige Beschäftigung" der Einwohner ist, wo „die Milch, teueres Brot und die für den Schwarzwälder so wichtig gewordenen Erdäpfel seine einzige Nahrung" sind, wo „die Gewerbe unbedeutend, sowohl ihrer Zahl als Beschaffenheit nach und die Hirte bei weitem geschätzter als der Erste Handwerker" sind (Akten GLA), dort war und blieb der Boden für diese Hausindustrie.

Um das Jahr 1815 arbeiteten in Todtnau 42 Haarbinder, 14 Bürstenbinder und 29 Hausierer; daneben sind in den umliegenden Orten 26 Familien ebenfalls mit der Bürstenmacherei beschäftigt, zum Teil schon auf Bürstenhölzlemachen spezialisiert. Die Rohstoffe bietet zum größten Teil das Inland; Haare und Borsten aber müssen zur Hälfte aus Württemberg, Bayern, Frankreich und der Schweiz bezogen werden. Der Absatz der Erzeugnisse geht zu zwei Dritteln ins Ausland, ein Drittel wird in Baden abgesetzt. Vielfach schickt man ein Familienmitglied als Hausierer hinaus, während die anderen die Bürsten herstellen. Meist aber besteht eine Trennung zwischen Produzenten und Händlern; dies führt aber nicht zum „Verlegen" der Bürstenmacher durch die Händler. Dieses Fehlen einer Handelsvormundschaft erklärt Gothein [2]) wohl richtig mit dem Nichtvorhandensein einer bäuerlichen Aristokratie und dem Fehlen von geschlossenen Hofgütern in dieser Gegend. Die Händler bleiben immer in Kontakt mit ihrer Heimat, dorthin kehren sie zurück an Weihnachten, Ostern, zur Heuernte, dort auch haben sie ihre Familien.

Meist erhält der Händler die Waren auf Kredit und hat mit anderen Händlern zusammen Niederlagen im In- und Ausland. So befinden sich Niederlagen in Renchen, Achern, Rastatt, Konstanz, Schaffhausen, Winterthur, St. Gallen, Mülhausen, Colmar, Schlettstadt, Olten, Bern und auch in Tirol. Dorthin werden die Waren verbracht, und dort sind die Ausgangspunkte für den Absatz, sei es auf den Jahrmärkten, sei es durch Hausieren auf dem Lande. Gewöhnlich erbittet sich der Händler auch das Essen vom Käufer, um so mit einem Minimum an Kosten auszukommen. Im allgemeinen erfolgt der Verkauf zum doppelten Einkaufspreis. Vom Mehrertrag verschlingen die Reisespesen etwa zwei Drittel, ein Drittel dagegen bleibt dem Hausierer als Reingewinn. Im gleichen Verhältnis

[2]) Gothein: Wirtschaftsgeschichte, Seite 829.

sollen auch die Produktionskosten stehen; während zwei Drittel des vom Bürstenmacher erzielten Erlöses für Materialkosten aufgewendet werden, bleibt dem Produzenten ein Drittel als Arbeitslohn und Gewinn.

Den im Inland hausierenden Bürstenhändlern kommen ebenfalls, wie bei der Textilhausindustrie, die Ausnahmebestimmungen der Hausiergesetze zugute. Im Jahre 1815 wird den Bürstenbindern von Schönau und Todtnau durch die Behörde mitgeteilt, daß es in den andern badischen Kreisen an Leuten ihres Gewerbs fehle und daß dort das Ausland seine Bürstenwaren absetze. Um dem entgegenzuwirken, sollen Niederlagen errichtet werden oder sich einige Bürstenbinder in jener Gegend niederlassen. Selbst sechs zünftige Bürstenbinder mit vorschriftsmäßiger Lehr- und Wanderzeit, die in den badischen Städten sitzen, erreichen keine Beschränkung der für die Bürstenhändler geltenden Ausnahmebestimmungen. Diese klagen, daß sich der Einfluß des Hausierens zeige in einem Preisdruck der „einfacheren, schlechteren Waren" auf ihre besseren Erzeugnisse und daß ihnen die Landkundschaft fast vollständig verloren gehe.

Nach dem Jahre 1815 kommt es dann zum Zusammenschluß der Händler zu Gesellschaften, deren bedeutendste — die Niederländergesellschaft — ihre Tätigkeit bis nach Frankfurt und über Württemberg erstreckt.[3]) Eine ähnliche Schweizergesellschaft hat keinen langen Bestand, und nach wie vor hat im allgemeinen der einzelne Händler den Absatz in den Händen. Daher kommt es auch, daß im allgemeinen die Fabrikanten es eher zu Wohlstand bringen als die Händler.[4])

In den Jahren 1820/21 werden in Baden 81 Zentner Bürstenbinderwaren eingeführt und 309 Zentner ausgeführt, wobei die Einfuhr in der Hauptsache über die nordöstliche Grenze kommt, die Ausfuhr dagegen im wesentlichen den Weg nach Süden nimmt. Die Hausierer führen neben den Bürstenwaren auch noch Zunder, Strohgeflechte und Schnefelarbeiten mit sich, nie beschränken sie sich auf einen Artikel.

In den 20er Jahren zeigt sich eine Steigerung der häuslichen Tätigkeit. Im Jahre 1824 beginnt Konrad Kirner die Zunderfabrikation in größerem Maßstabe, und zwei Jahre später folgt ihm Franz Josef Faller, der gleichzeitig die Bürstenherstellung damit verbindet. Nunmehr gewinnen die größeren Betriebe an Bedeutung, muß doch Rohschwamm aus Ungarn, Siebenbürgen usw. bezogen werden. Der Einkauf des Rohmaterials erfolgt durchaus durch Großhändler, von denen auch die kleinsten Zundermacher beziehen. Obwohl schon einige Großhändler sich mehr durchzusetzen suchen, gelingt es ihnen nicht, die kleinen Händler zu verdrängen und in ihre Abhängigkeit zu bringen. Im Jahre 1829 werden 219 Bürsten- und Zunderhändler mit 50 Gehilfen gezählt.

Um bei fortschreitender Abnahme des Baumwollspinnens den Leuten Nahrung zu verschaffen, wird dann noch 1825 unter staatlicher Förderung durch Fidel Bernauer und Baptist Albiez die Strohflechterei auch in unserem Gebiete, besonders in Todtnauberg, eingeführt, nachdem sie vorher schon in den Aemtern Triberg und Neustadt heimisch geworden war. Das Strohflechten wird von Frauen, Mädchen und Kindern betrieben, nur selten von Männern. Aus grobem Geflecht werden gewöhnliche Strohhüte verfertigt und an die Hausierer verkauft. Das bessere Geflecht wird an „größere Strohhuthändler" (Akten GLA) oder auch an die Strohhutfabriken nach der Elle verkauft.

In einer besseren sozialen Stellung sind die vielen Holz- und Holzkohlenhändler und dann auch die Frachtfuhrleute. Die letzteren — im Jahre 1829 sind es gegen 100 — verführen im Inland und nach der Schweiz die Produkte des gewerblichen Hausfleißes: Baumwollwaren, Bürsten, gemeine Holzwaren, Strohhüte, Zunder usw., dann auch Holz, Kohle, Eisen.

[3]) Gothein: Wirtschaftsgeschichte, Seite 829.
[4]) Gothein: a. a. O., Seite 830.

2. Fabrikbetrieb in der Textilindustrie.

Während sich im oberen Wiesental die Hausindustrien mehr oder weniger kümmerlich dahinschleppen, keimt bereits am Unterlauf der Wiese neues industrielles Leben. Ein wichtiges Moment in der kommenden Entwicklung ist die Maschine. Sie bricht in die bisherige Produktionsweise ein und gestaltet alles um.

Wie sich gerade bei der Textilindustrie der Kapitalismus am ehesten eingenistet, so nimmt die Maschine auch jetzt ihren Ausgang von der Textilindustrie, insbesondere von der Baumwollindustrie. „Eine reichgegliederte Folge der einflußreichsten Erfindungen auf technologischem Gebiete hatte im zweiten Drittel des 18. Jahrhunderts in England die mechanische Baumwollspinnerei, -weberei und -druckerei begründet, die früher meist hausindustrielle Verfassung der genannten Gewerbe aufgelöst und die Epoche der großen Industrien eingeleitet".[5])

Schon gegen Ende des 18. Jahrhunderts hatte sich gerade die Spinnmaschine in England allgemein durchgesetzt, und das englische Garn hatte sich bis zur Kontinentalsperre seinen Platz auch am Oberrhein gesichert. Durch diese Sperre und den dadurch hervorgerufenen Ausschluß der englischen Konkurrenz begünstigt, vollzieht sich in der Schweiz und im Elsaß der allmähliche Uebergang zur Maschinenspinnerei, wobei gerade auch im Elsaß das Kapital der Basler Handelshäuser diesen Uebergang vielfach erst ermöglicht.[6])

Gerade in der Schweiz werden Versuche gemacht, durch Konstruktion von Spinnmaschinen, die mehr oder weniger den englischen nachgebildet sind, den englischen Vorsprung einzuholen. So versucht der Schweizer Mechaniker Gg. Bodmer in Küsnacht am Zürichsee die Herstellung von solchen Maschinen. Dann aber verlegt er sein Unternehmen in das 1805 aufgehobene Benediktinerkloster St. Blasien. Und ähnlich, wie vor nicht ganz einem Jahrtausend vom Kloster St. Blasien die Besiedelung und geistige Kultivierung der Umgegend ausging, so ist auch jetzt St. Blasien der Ausgangspunkt für die Neugestaltung des industriellen Lebens und der Wirtschaft des Wiesentales überhaupt. Dort, inmitten des Gebietes, wo früher in unzähligen kleinen Wohnungen am Handrad gesponnen wurde, konzentriert sich jetzt zum ersten Mal im Oberland die Spinnerei in einem geschlossenen Betrieb. Seit dem Jahre 1811 wird dort mittels Maschinen Baumwolle gesponnen. Dieses Unternehmen wird finanziert von dem Karlsruher Bankier Seligmann (später als Freiherr von Eichthal in den Adelsstand erhoben). Die Fabrik nimmt einen raschen Aufschwung. Bald umfaßt der Betrieb 7000 Drosselspindeln, im Jahre 1816 bereits 27 000 Drosselspindeln. Entsprechend steigert sich die Produktion und auch die Arbeiterzahl.

Es ist klar, daß dieser Fabrikbetrieb nur die ungünstigsten Wirkungen auf die Handspinnerei im Wiesental haben konnte, obwohl andererseits die Handweberei einen gewissen Aufschwung erleben konnte. Merkwürdig ist, wie spät erst sich eine mechanische Spinnerei im Wiesental selbst festsetzt, merkwürdig, daß sie nicht durch ausländisches Kapital gegründet wurde, und dann auch auffallend, daß der Betrieb sich nicht im unteren Wiesental etablierte, sondern gerade im obersten Tale, in Todtnau.

Dort ließen bisher die Brüder Michael Thoma und Meinrad Thoma rohe Baumwolle von Hand spinnen. Die Konkurrenz der Spinnmaschinen und der Maschinengarne zwangen zur Aufgabe der Handspinnerei. Im Jahre 1828 gründet nun Johann Michael Thoma (früher Lumpensammler) eine mechanische Spinnerei mit 960 Spindeln „für

[5]) Herkner Heinrich: Die oberelsässische Baumwollindustrie und ihre Arbeiter. Straßburg 1887.

[6]) Geering Tr.: Christoph Merian 1800—1858. Gedenkschrift. Basel 1908.

Web- und Strickgarn, ebenso gewöhnliches Baumwollgarn". Dessen Bruder Meinrad Thoma schafft im folgenden Jahre ein gleiches Unternehmen, nachdem dieser bereits im Jahre 1820 eine Färberei und Bleicherei für Garn und Tuche eingerichtet hatte und für den Bedarf der näheren Umgebung betrieb. Die Baumwollzeug- und Garnhändler des Schwarzwaldes und besonders in Todtnau führen noch einen großen Teil der Gespinste aus der Schweiz ein, sodaß im Jahre 1803 ein Joh. Jakob Maier aus Lubingen (Kanton Zürich) — vorher bei Thoma angestellt — hoffen kann, daß er für seine Spinnerei mit zwei gebrauchten Spinnmaschinen wohl leicht Absatz finden könnte. Als sein Betrieb im folgenden Jahre durch Brand vernichtet wurde, erwirbt sich Meinrad Thoma auch dessen Konzession.

Im unteren Tale dagegen sollte das ehemalige Küpfer'sche Unternehmen einen großen Aufschwung erleben und zwar durch schweizerisches und elsässisches Kapital und im Anschluß an die bedeutende Indienneindustrie im Elsaß, in erster Linie in Mülhausen.[7]) Auch in Basel hatte der Zeugdruck anfangs des 18. Jahrhunderts (nach 1730) Eingang gefunden, hat aber nie große Bedeutung auf dem Weltmarkt erlangt. Dagegen kommt von Basel aus der Anstoß für die großartige Entwicklung dieses Industriezweiges in Mülhausen. „Ein früher in einem mit Indiennes Handel treibenden Basler Haus angestellter Mülhauser", Schmaltzer, versucht die Fabrikation in seiner Vaterstadt. Aber erst das Kapital des wohlhabenden Rentners Samuel Koechlin (1719—76) und des Kunstmalers Johann Heinrich Dollfus gibt einem im Jahre 1746 etablierten Unternehmen (Koechlin, Schmaltzer u. Co.) einen gewissen Auftrieb.[8]) Auf diesen neuen Industriezweig, der in Frankreich noch verboten, hier aber von keinerlei Zunftschranken eingeengt ist, konzentriert sich nun das freie Kapital,[9]) und während des 18. Jahrhunderts sind diese Druckereien in Mülhausen neben Lörrach die Hauptabnehmer für die Gewebe aus dem Wiesental und der Schweiz. Solange diese Unternehmen, deren es in Mülhausen bald 14 sind, ungehinderten Absatz nach Frankreich haben, betragen die Gewinne bis zu 20 %. Als aber im Jahre 1789 die Zollgrenze Frankreichs endgültig an den Rhein verschoben wird, kann sich Mülhausen nur durch den Anschluß an Frankreich (1798) den Bestand gerade dieser Industrie sichern. Damit aber ist das früher einheitliche Wirtschaftsgebiet an der Dreiländerecke gestört.[10]) Der Einfluß Mülhausens auf die Wiesentäler Industrie ist damit nicht ausgeschaltet — bestimmt nicht in technischer Beziehung.

Nach vielen vergeblichen Versuchen, für die Indiennefabrik in Lörrach einen Käufer zu finden, erstehen das Handelshaus Gebrüder Merian von Basel zusammen mit den Gebrüdern Koechlin von Mülhausen diese Fabrik am 27. April 1808.[11]) Dabei scheint das Basler Haus der hauptsächlichste Kapitalgeber gewesen zu sein, während den Koechlin die technische Leitung zufiel. Gerne sicherte die Regierung den Unternehmern besondere Privilegien zu.

Die Koechlin machen sich die Erfahrungen seit dem Bestehen des Zeugdrucks in Mülhausen zu Nutze; die Fabrik wird nach den neuesten Erfindungen eingerichtet, und schon nach einem Jahr werden 250 Arbeiter beschäftigt. Allerdings erschweren anfangs noch die Handelsbeschränkungen den Absatz und damit den Aufstieg. Doch im Jahre 1815 hat sich

[7]) Mülhausen hatte nach 1526 den neuen Glauben angenommen, während die Umgebung katholisch blieb. Die Wirkung dieser Tatsache auf das wirtschaftliche Leben darf nicht übersehen werden.

[8]) Die Koechlin sind Ende des 16. Jahrhunderts nach Mülhausen eingewandert.

[9]) Herkner Heinrich: Die oberelsässische Baumwollindustrie und ihre Arbeiter. Straßburg 1887.

[10]) Sehr interessant ist hierfür Z. G. O. R. F., Band XVII., S. 531 ff.

[11]) Siehe oben, S. 33.

die Arbeiterzahl auf 314 erhöht, und es werden 200 000 Stück Kattun hergestellt. Besonders der tatkräftigen Initiative des Leiters Peter Koechlin († 1841) verdankt das Unternehmen seinen großen Aufschwung. So werden die ersten Versuche mit Rouleaux-Druck gemacht und die Türkischrot-Färberei begonnen. Mit der steigenden Produktion steigert sich auch das Ansehen der Firma, und sie erlangt Weltruf. „Fähige und gewandte Reisende verschafften Absatz nach Orient und Occident, an den roten Tüchern fanden die stolzen Osmanen und an den buntesten fanden selbst die Bewohner des in uralten Gewohnheiten und Vorurteilen erstarrten himmlischen Reiches Gefallen. Der prachtliebende Türke bedeckte seine Gemächer und seine Divane damit und die üppigen Mandarinen hüllten ihre trägen Glieder in die fantastisch gemalten Baumwolltücher der badischen Industrie", schreibt — ebenso phantastisch — das Hauptzollamt Schusterinsel. Während die eingerichteten mechanischen Spinnereien, in nicht allzugroßer Entfernung gelegen, genug Garn liefern, können die hausindustriellen Handweber die großen Mengen Baumwollgarn nicht mehr verarbeiten und auch nicht mehr den Bedarf der Druckereien befriedigen, obwohl mit der Einführung des Schnellschützen die doppelte Produktion gegen früher ermöglicht wird. Nach 1816 beginnt deshalb Peter Koechlin, in Steinen eine Filiale und in Zell (1826) und Schönau (1820) eigene Handwebereien zu errichten. In diesen Filialbetrieben werden bis zu 500 Leuten beschäftigt und 600 Zentner Garn pro Jahr verarbeitet. Der Wert der in Lörrach und Mülhausen ausgerüsteten Baumwolltücher beläuft sich nach und nach auf 800 000 fl.[12]) Insgesamt werden im Jahre 1821 von diesem Unternehmen im Wiesental etwa 1000 Personen beschäftigt, eine Zahl, die Mitte der 20er Jahre auf 1300 steigt, um im Jahre 1830 wieder auf etwa 1000 zu fallen. Es werden jährlich etwa 25 000 fl als Lohn an die Arbeiter in der Fabrik und etwa 10 000 fl an Heimarbeiter ausbezahlt. Das Unternehmen genießt große Zollerleichterungen, z. B. auch Ausfuhrfreiheit für seine Waren. Im Jahre 1823 wird die Einfuhr „der für die Weberei und Spinnerei im Wiesental benötigten rohen und gesponnenen Baumwolle und der Farbstoffe für den Kattundruck gegen Bezahlung eines Zehntels des früheren Eingangszolls bewilligt" (Akten GLA). Die Gebrüder Koechlin (seit 1819 ohne Merian) führen in den Jahren 1824 bis 1826 jährlich durchschnittlich 5112 Zentner verschiedene Waren ein, wie Alaun, Braunstein, Kreide, Baumwollgarn, Krapp, Olivenöl, Seife, Salz- und Schwefelsäure. Im Jahre 1827 beträgt das Grund- und Gefällsteuerkapital 8965 fl und das Häusersteuerkapital 48 625 fl; zwei Jahre darauf beläuft sich das gesamte Betriebskapital auf 81 400 fl. Dies Unternehmen ist das weitaus bedeutendste in Baden und beschäftigt auch die meisten Arbeiter (478 Gehilfen, ohne Lehrlinge, Frauen und Kinder). Der Absatz geht in der Hauptsache nach Norddeutschland, Amerika, Polen und Rußland. Badens Beitritt zum Zollverein bringt auch diesem Unternehmen einen ungeheuren Aufschwung.[13])

Neben diesem größten Betrieb der Textilindustrie verschwindet eine Baumwollgarnfabrik, welche die Gebrüder Grether von Lörrach in Brombach eingerichtet haben, fast gänzlich. Dort werden etwa 50 Arbeiter beschäftigt bei einer jährlichen Produktion von 6—7000 Stück Baumwolltuch, die im Inland — also wohl in Lörrach — Absatz finden Ebenso bestehen in Schopfheim noch die Naturbleiche und in verschiedenen Orten des Wiesentals kleinere Färbereien und Walken.[14])

[12]) Waldschütz Ernst: Die schweiz. Industrieunternehmen im deutschen Grenzgebiet. Diss. Frankfurt, Seite 18.

[13]) 1831 wurde die Firma, die seit 1819 den Namen Nikolaus Koechlin und Gebr. führte, in Pierre u. Edouard Koechlin umgetauft, dann 1836 in Peter Koechlin u. Söhne.

[14]) Um 1815 haben die Koechlin auch in Fahrnau eine Chem. Geschwind-Bleiche eingerichtet.

Dieser ganze Zeitraum des ersten Drittels des 19. Jahrhunderts beschließt in sich auf dem Gebiete der Textilindustrie im allgemeinen und der Baumwollindustrie im besonderen alle die Voraussetzungen, auf deren Grundlage dann die Entwicklung nach dem Anschluß Badens an den Zollverein erst möglich werden konnte. Die Handspinnerei wird in dieser Zeitspanne im Elsaß und in der Schweiz völlig verdrängt durch die Spinnmaschine. Mit dieser vermag eine Person ebensoviel zu produzieren, wie früher 18—20 Handspinner. Die Feinheit und Gleichmäßigkeit des Garns wird gesteigert, der Faktor Lohn als Kostenelement bedeutend reduziert. Bei fast freier Einfuhr in die badischen Lande wird selbst bei gewaltig gesunkenem Lohne die Handspinnerei (der Baumwolle besonders) ganz und gar unrentabel und muß der Maschine weichen, wobei auch die inländischen mechanischen Spinnereien diesen Prozeß beschleunigen. Mit dem zentralen Antrieb vieler Maschinen durch die Wasserkraft und später noch mehr durch die Dampfmaschine wird die Konzentration in der Fabrik zur Notwendigkeit. Die gesteigerte Produktion verlangt zur weiteren Verarbeitung eine größere Ausdehnung der Handweberei, wodurch andererseits wieder die freigewordenen Handspinner Beschäftigung finden. Gleichzeitig ermöglicht der Schnellschuß die doppelte Produktion an Geweben und eine Reduzierung des Weblohnes auf ein Drittel.[15]) „Ein Mädchen webt 6 bis 8=mal mehr auf zwei Webstühlen, als vorher ein Weber ohne Schnellschützen".[16]) Gerade infolge des verringerten Lohnes kann sich die Handweberei noch halten gegenüber England und Frankreich, wo sich der mechanische Webstuhl durchgesetzt hat. Erst allmählich erobert sich der mechanische Webstuhl das Mülhausener Gebiet (1826), die Schweiz und auch das Wiesental. Diese ganze Mechanisierung hat allerdings gewisse Zurichtmaschinen, die Zettel= und Schlichtmaschine zur Voraussetzung und basiert auf einer gesteigerten und geregelten Baumwollzufuhr. Die gesteigerte Produktion wird auch ermöglicht durch eine enorme Verkürzung der für die Veredelung erforderlichen Zeitspanne. Während früher das Bleichen für ein Stück Baumwolltuch 2—3 Monate dauerte, hat die chemische Bleiche diesen Prozeß auf 4—6 Tage abgekürzt. In ähnlicher Weise wurde die Zeit für das Bedrucken von Baumwolltüchern von 4—6 Stunden durch den Walzendruck[17]) auf 2—3 Minuten vermindert, wobei der Druck zudem ungleich schärfer und schöner ist.[18])

Die Natur= bezw. Rasenbleiche hatte neben dem großen Zeitaufwand viel Raum und Wasser erfordert und gerade deshalb eine Zerstreuung auf verschiedene Plätze verlangt, wo Raum und das entsprechende Wasser reichlich vorhanden waren. Die chemische „Schnell= und Fixbleiche" rezudiert die erforderliche Zeit und den Raum auf ein Minimum und macht mehr oder weniger unabhängig von den Naturbedingungen, ermöglicht an sich also eine Zentralisierung beim Hauptbetrieb.

Steigende Verkehrsverflechtung, rascherer Warenumlauf und durch Bevölkerungsvermehrung gesteigerter Bedarf gehen damit Hand in Hand. Der Handelsstand und der Handel überhaupt nimmt an Zahl und Bedeutung zu, und ebenso vollzieht sich im ganzen Denken des Menschen eine Anpassung an neue Formen, an neue Ideen. Nicht mehr Staat und Kirche ist den „jungen Leuten" Ziel und Zweck, ihr Sinnen wird rationaler. Der Begriff „Wirtschaft" wird Selbstzweck, aus Mittel zum Ziele wird „Wirtschaft" zum Ziele selbst.

---

[15]) Vergleichung des gegenwärtigen Standes der europäischen Industrie mit demjenigen vor der franz. Staatsumwälzung. Zürich 1828.

[16]) Bernoulli Chr., Betrachtungen über den wunderbaren Aufschwung der gesamten Baumwollfabrikation. Basel 1825.

[17]) Der Walzendruck wird im Elsaß erstmals 1803 angewandt.

[18]) Vergleichung des gegenwärtigen Standes der europäischen Industrie mit demjenigen vor der franz. Staatsumwälzung, usw.

3. Eisenverarbeitung.

Die Wirren der Jahrhundertwende gehen auch am herrschaftlichen Eisenwerk in Hausen nicht spurlos vorüber. Abgesehen von den durch den Krieg hervorgerufenen Eingriffen in die Verwaltung und den Betrieb des Werkes, scheint auch die Verwaltung nicht ganz einwandfrei geführt worden zu sein, wird doch 1803 bei einer Untersuchung ein derartiges Defizit festgestellt, daß das Gesamtvermögen des damaligen Berginspektors zur Deckung nicht ausreicht. Nur allmählich kehren wieder geordnete Verhältnisse ein.

Im Jahre 1813 werden 12 Groß- und 2 Kleinschmiede, 3 Fallenbuben, 2 Schmelzer, 1 Erz- und Schlackenschürger, 2 Aufseher, 3 Kohlenmesser, 1 Erzmesser, 2 Zimmerleute, ein Balgmacher und außerdem eine Menge Fuhrleute für Erz-, Holz-, Kohlen- und Kalksteinfuhren beschäftigt. Der Eisenhandel in Basel stockt, und die Konkurrenz des Zeller Hammerwerks unter dem Basler Handelshaus Paravicini macht sich in Kohlebeschaffung und Absatz unangenehm bemerkbar. Insbesondere zwingt dieses Handelshaus alle Ketten- und Nagelschmiede, deren Produkte es abnimmt, in Zell ihr Zaineisen zu kaufen. Und als die Werksleitung in Hausen hier Abhilfe verlangt, gibt das Finanzministerium zur Antwort: „Die Regierung sieht zunächst auf dasjenige, was den Staatseinwohnern die Hauptnahrung gewährt, sie findet unter diesem Gesichtspunkt die Eigengewerbe nur untergeordnet und begünstigt daher jede Freiheit, welche die Verkaufskonkurrenz der Eisenwerke vermehrt" (Akten GLA). Solche liberalen Ideen vertritt die Regierung immer und immer wieder; vor der praktischen Notwendigkeit aber wird ebenso oft von diesem Prinzip abgewichen. So kauft man 1822 das im nahen Zell gelegene Hammerwerk dem Handelshaus Leonhard Paravicini um 17 600 fl ab, um damit die Konkurrenz im Kohlenkauf und im Eisenabsatz auszuschalten und gleichzeitig die eigene Produktion steigern zu können. Die geringe räumliche Entfernung ermöglicht eine einheitliche Verwaltung der beiden Werke und eine gegenseitige Ergänzung. In den vorausgegangenen Jahren hatte das Werk Hausen keinen gerade günstigen Verlauf genommen. Im Jahre 1818 wird geklagt, daß die Kohlenpreise gestiegen seien bei einem Preisfall des Eisens um 16 % und bei sinkendem Absatz. Auch die Qualität des Eisens läßt zu wünschen übrig.

Diese Jahre bringen aber eine straffere Zusammenfassung aller ärarischen Werke unter zentraler Leitung und damit eine gegenseitige Ergänzung und einen mehr einheitlichen Betrieb. In den 20er Jahren setzt ein deutlicher Aufschwung ein. Im Voranschlag für 1824/25 werden angeführt: 1 neu aufgebauter Hochofen, 3 Frischfeuer, 3 Kleinfeuer zu Hausen, 1 Frischfeuer und 1 Kleinschmiede in Zell. Obwohl das Werk Hausen das bedeutendste der ärarischen Werke ist, können nicht alle Bestellungen ausgeführt werden. Aber selbst bei verhältnismäßig gutem Geschäftsgang ist es die Holz- und Kohlenbeschaffung, die für den Weiterbestand Sorge bereitet. Im Jahre 1824 wird über den hohen Holzpreis geklagt und von der Forstdirektion Holz zu bedeutend herabgesetzten Preisen verlangt. Der „richtige Preis" würde sich bei freier Konkurrenz ergeben, aber dann könnten die Werke nicht mehr kaufen und würden — weil unrentabel — zu Grunde gehen. Demgegenüber bezeichnet die Forstdirektion den berechneten Preis als „Gnadenpreis, den man aus staatswirtschaftlichen Ueberlegungen gewähre". Der gesamte Jahresbedarf an Kohlen und Holz für alle staatlichen Berg- und Hüttenwerke beträgt 30 000 Klafter. Durch Abholzung der großen Staatswaldungen, besonders in der Gegend von St. Blasien, gewinnt man die nötige, sehr verbilligte Kohle und bleibt so vorerst noch konkurrenzfähig. Es werden auch Versuche mit Torf aus verschiedenen Lagern angestellt und auch vergebliche Bohrversuche nach Steinkohlenlagern in der Gegend unternommen. Unter dem gleichen Gesichtspunkt einer Verbilligung der Produktion wird dem Werk die Staatssteuer (400 fl) erlassen. Der Absatz steigert sich, insbesondere nach der Schweiz, nachdem man 1827 verschiedene Preisminderungen hat eintreten lassen.

Immer mehr aber tritt die Frage in den Vordergrund: Staatsbetrieb oder Privatbetrieb. Zu Beginn des Jahrhunderts wurde der ganze Betrieb durchaus beamtenhaft geführt. Es werden Voranschläge aufgestellt, die von den Beamten eingehalten werden sollen. Die Produktionshöhe wird im voraus festgelegt, der Preis bestimmt, die Einnahmen und Ausgaben berechnet und der abzuliefernde Gewinn festgesetzt. Eingeengt durch kleinliche und kleinlichste Schranken und Anordnungen ist selbst der tüchtigste Beamte an diese Weisungen gebunden, mochten sie auch noch so sinnlos sein.

Bei einem Produktions- und Absatzmonopol hätte eine solche Betriebsführung in ihrer Erstarrung weniger schlimme Auswirkungen zeigen können, anders aber, solange private und ausländische Werke als Konkurrenten auftreten und vor allem, solange man auf den ausländischen (schweizerischen) Markt angewiesen ist, wo man sich gegen englisches, französisches, niederrheinisches und schwedisches Eisen durchzusetzen hat. Deshalb muß die Bergwerkskommission im Jahre 1823 eingestehen: „Es ist unverkennbar, daß die Hüttenverwaltungen bei dem Verschleiß der Hüttenprodukte nicht strenge wie Domänenverwaltungen zu behandeln seien, sondern das Geschäft zugleich nach kaufmännischen Grundsätzen geführt werden müsse" (Akten GLA).

Immer mehr setzt sich folgende in einem Bericht niedergelegte Erkenntnis bei der Bergwerkskommission durch: Der Staat soll in der Regel kein Gewerbe treiben; wenn er es tut, muß er sich immer auf die Redlichkeit und Tüchtigkeit seiner Beamten verlassen können. Der Kommission sind die Bezugs- und Absatzverhältnisse, ebenso die Preise der Konkurrenten, die Höhe der Frachten, überhaupt die Eigenheiten des Handels fremd, und so muß sie eben die Dinge gehen lassen, wie es die Hüttenverwaltung verlangt, solange sie nichts ganz Auffallendes vernimmt. Selbst wenn der Beamte redlich und fähig ist, kann er nicht die Absatzwege auffinden und alle Veränderungen in Nachfrage und Preis erfahren wie ein eigentlicher Handelsmann. Die Bergwerke sind nicht in dem glänzenden Zustand, um aus Gründen der Billigkeit und für das Gemeinwohl große Aufwendungen machen zu können (Akten GLA).

Aus dieser Erkenntnis der Sachlage heraus wird seit 1828 auf die Aufstellung eines Betrieb.splanes bezw. Voranschlages, die, immer auf den Ergebnissen des Vorjahres aufbauend, nie den gegebenen Produktions- und Absatzbedingungen gerecht wurden, verzichtet, womit eine Anpassung an die jeweilig gegebenen Marktverhältnisse und gleichzeitig eine unabhängigere Stellung des leitenden Hüttenbeamten erreicht werden soll. Bereits im Jahre 1820 wird in einer Sitzung der 2. Kammer der Verkauf der Werke vorgeschlagen mit der Begründung, daß „es Grundsatz sei, daß der Staat selbst keine Gewerbe treibe". Dies sei nicht nur ein Grundsatz der Nationalökonomie, sondern es sei auch der Ertrag aus einem Regal größer als bei Selbstverwaltung der Betriebe. Die Werke rentieren allerdings noch mit 8 %. Im Jahre 1825 heißt es: „Jedes Gewerbe, mit dem der Staat sich abgibt, benachteiligt den Nationalwohlstand; der Staat leidet selbst Nachteil und noch mehr, er beschädigt sein Volk!" Es sei eben Tatsache, daß der Staat der kostspieligste Administrator sei. — Trotzdem wird im Jahre 1833 ein Gesetzentwurf über den Verkauf der Werke von der Kammer abgelehnt.

Man würde aber der Verwaltung nicht gerecht werden, würde man sie nur im Schatten der „grundsätzlichen" Erwägungen sehen. Mit der Zeit setzen sich doch einige tüchtige Beamte durch, deren Leistung man anerkennen muß. Ueberall werden die neuesten Verbesserungen an der Maschinerie angebracht, um das Werk wenigstens leistungs- und konkurrenzfähig zu erhalten. In diesen Jahren hat das Werk Hausen im Verhältnis zu den anderen herrschaftlichen Werken die weitaus größte Gesamtproduktion (1826/27 = 29 275 Zentner; 1831/32 = 24 686 Zentner).

Die Leitung des Werkes sieht aber ganz klar, daß der gute Geschäftsgang nicht von Dauer sein kann. Darauf deuten hin der Mangel und der täglich steigende Preis des Holzes bei der immer zunehmenden Ausfuhr ins Ausland, das Stocken des Absatzes, das Sinken der Preise bei stets überhandnehmender Einfuhr aus dem Auslande. Die Vorräte an Fabrikaten steigen, scharfe Kreditbedingungen erschweren den Verkauf.

In dieser Situation hätte man 1828 gerne das Werk Hausen und Zell an Fabrikant Gottschalk von Schopfheim und dessen Schwager Handelsmann Grether von Hausen verpachtet, wenn diese gleichzeitig die anderen ärarischen Werke auch in Pacht genommen hätten.

Ueber die Lage des Eisenwerks gibt uns ein Bericht des Geheimen Referendars von Reck im Jahre 1830 Auskunft. Das Werk Hausen mit Hammer zu Zell war bisher das einträglichste und besitzt 7 Großhämmer, 4 Kleinfeuer und 1 Schwenghammer bei durchschnittlich 49 Beschäftigten. Sämtliches Erz wird von Kandern bezogen und das Holz vom oberen Wiesentale. Ein Zehntel der Produktion wird en detail abgesetzt, einiges auch im Land en gros, der größte Teil aber geht nach der Schweiz. Durch die Nähe des Absatzgebietes ist eine rasche Erledigung der Bestellungen möglich. Das Werk ist in einem befriedigenden Zustand, dagegen fehlen den sonst tüchtigen Beamten die theoretischen Kenntnisse. Das Holz wird im Walde verkohlt, und die Köhler bleiben vom Mai bis Ende Oktober Tag und Nacht bei ihren Hütten und kehren, mit Ausnahme des Wächters, nur am Samstag heim (Akten GLA).

Noch im Jahre 1834 ist der Absatz rechtbedeutend. Trotz einer Preiserhöhung konnten noch 1835 die vielen Bestellungen kaum ausgeführt werden. Nur allmählich zeigen sich dann die großen Auswirkungen des Zollvereins, in deren Folge später die Eisenwerke eingehen müssen. Die „günstige Konjunktur" (Akten GLA) hält an bis Februar 1837, dann geht der Absatz merklich zurück.

Nun noch einen kurzen Blick auf die soziale Lage der Arbeiterschaft. Die im Werk beschäftigten Arbeiter sind ursprünglich nicht vom Orte selbst. Das Werk wird als etwas von Hausen Abgeschlossenes betrachtet. Insbesondere zeigt sich ein starker Widerstand der Hausener Ortsbürger gegen die Fremden. „Es hat den Ortsvorgesetzten schon von jeher mißfallen, daß auf dem Werke immer fremde Arbeiter den Einheimischen vorgezogen werden und ganze Familien von anderen Gegenden mit allerlei Glaubensformen eingeführt werden, welche den Verdienst wegnehmen, die nahe am Werk gelegenen Gemeindswaldungen stark und schädlich beholzen und . . . nach und nach die besten Grundstücke aufkaufen. Und so eine Kolonie gründen, die uns (die Einheimischen) nach und nach erdrückt, während unsere Taglöhner um Verdienst schmachten" (Akten GLA).

Die Arbeiter — ursprünglich ohne Kontakt mit der Bevölkerung — suchen also, in Hausen Grund und Boden zu kaufen und wünschen zum Teil das Bürgerrecht. Es zeigt sich, daß die Kinder der Arbeiter meistens wieder auf dem Eisenwerk beschäftigt sind. Die Lehrbuben werden auf dem Werk nachgezogen, die erledigten Meisterstellen werden aus den „Knechten" besetzt und die tauglichsten dazu ausgesucht. Bei dem Eintritt werden die Arbeiter, Meister oder Obermeister verpflichtet. Zur Verehelichung muß die Erlaubnis der Bergwerkskommission eingeholt werden, die nur bei genügendem Vermögen erteilt wird. Die Löhne stehen in einem großen Mißverhältnis zueinander und sind durchweg niedriger als bei privaten Werken. Im Jahre 1832 bitten die Arbeiter energisch um Lohnerhöhung. — Von der Leitung wird in die persönliche Lebensweise der Arbeiter Einsicht genommen und bei Mängeln werden Strafen verhängt, bezw. der betreffende Arbeiter wird entlassen. Die Arbeiter scheinen zum Teil moralisch nicht einwandfrei gewesen zu sein. Gegenüber Klagen der Gemeinde über solche Zustände (Trunksucht,

Konkubinat usw.) wird aber festgestellt, daß im allgemeinen Anstand und Ordnung herrsche. Oft mangelt es an tüchtigen, gelernten Meister. — Im übrigen werden Schulbuben und zum Teil auch die Frauen der im Werk beschäftigten Arbeiter in ihrer Freizeit zum Steinklopfen verwendet.

Im Jahre 1824 wird ein neues Laborantenhaus für 24 Familien um 18 000 fl. vom Werk erstellt. Andererseits gewinnt die „Sustentationskasse" an Bedeutung. Die Einnahmen stammen teils aus Zinsen der noch vorhandenen Kapitalien, teils aus Beiträgen der Arbeiter als Abzug vom Lohn, teils aus Abgaben der Käufer von jedem Zentner des gekauften Eisens und teils aus Zuschüssen der Zentralkasse. Von diesen Geldern werden Pensionen an Invaliden, an Witwen und Waisen bezahlt, ferner Arzt- und Arzneikosten zum Teil, eventuell Kurkosten und besondere Entschädigungen bei Unfällen übernommen. In den 30er Jahren wird ein Arzt als Werksarzt bestimmt, und die Patienten werden, wenn auch gegen ihren Willen, veranlaßt, nur diesen zu konsultieren.

In diesen Jahrzehnten verlieren die eisenverarbeitenden handwerklichen Betriebe bereits an Zahl und Bedeutung. Gerade im unteren Wiesental leiden sie sehr unter der Konkurrenz des Drahtzuges in Schopfheim. Dieser Drahtzug der Witwe Gottschalk beschäftigt im Jahre 1829 bei einem Betriebskapital von 16 500 fl 10 Gewerbsgehilfen, das Hammerwerk in Fahrnau von Nikolaus Singeisen dagegen nur 4 Arbeiter. Die Nagel- und Kettenschmiede können meist ihre Eisenkäufe in Hausen nicht bar bezahlen, und es fällt dem Eisenwerk schwer, die Außenstände hereinzubekommen. Im dritten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts geht der Detailkauf vom Hausener Werk immer mehr in die Hände der vielen „Eisenhändler zu Basel und Schopfheim über, die von den zur Barzahlung nicht bemittelten Feuerarbeitern, namentlich von den Kettenschmieden, große Gewinne ziehen, denen sie das Hausener Eisen zu hohen Preisen verkaufen und sich sodann die Fabrikate derselben abliefern lassen" (Akten GLA). Auch soweit sich die Nagel- und Kettenschmiede das Eisen in Hausen selbst besorgen, kaufen die Händler die Ketten und Nägel auf und setzen sie in der Schweiz ab.

In dem Maße, wie sich der Fabrikbetrieb im Wiesental festsetzt, beschränkt sich das handwerkliche Eisengewerbe allmählich immer mehr auf das Kleine Wiesental. Im Kirchspiel Zell sitzen im Jahre 1830 allerdings noch 22 Nagelschmiede. Es bestehen Naglerzünfte in Schopfheim, Tegernau und in Zell; letztere ist aber eine freie Vereinigung der Meister. Die Meister im altbadischen Wiesental haben strenge Zunftvorschriften, dagegen fehlen solche Bestimmungen in den neubadischen Orten, wo die Nagler „ganz nach Willkür ihr Handwerk treiben dürfen, zwei bis drei Lehrbuben halten und sie ohne genügende Kenntnisse entlassen" (Akten GLA).

4. Papierindustrie.

In der Papierindustrie geht die Auseinandersetzung um die Rohstoffbeschaffung und damit der Gegensatz zwischen Lumpensammlern und Papiererzeugern weiter, der sich insbesondere zuspitzt zwischen dem Lumpenhändler Johann Michael Thoma von Todtnau und den in Schopfheim und Kandern gelegenen Papiermühlen. Als im Jahre 1825 einem Gesuch Thomas um Aufhebung des Leinenausfuhrverbotes nicht stattgegeben wird, erwirbt sich Thoma die Erlaubnis zur Errichtung einer eigenen Handpapiermühle in Todtnau, die 1827 mit zwei Bütten in Betrieb gesetzt wird. Die Papiermühle des Paul Kolb in Schopfheim dagegen besitzt in diesem Jahre 3 Bütten. Im Jahre 1829 versteuern die beiden ein Betriebskapital von je 10 500 fl. In Todtnau werden außer den Lehrlingen und den vielen für das Sortieren der Lumpen verwendeten Kindern 4 männliche und 10 weibliche, in Schopfheim 11 männliche und 11 weibliche Gewerbsgehilfen beschäftigt.

Im Jahre 1828 will der Papierfabrikant Heinrich Oser von Basel in Brombach eine Papiermühle errichten. Sofort wenden sich alle Papierfabrikanten des Oberlandes gegen dieses Vorhaben aus Angst, das neue Unternehmen könne ihrem Geschäft Abbruch tun und Oser unterschiebend, er wolle sich damit nur die Lumpenausfuhr nach Basel ermöglichen. Obwohl nicht der gesamte Papierbedarf durch die bestehenden Papiermühlen gedeckt werden kann, obwohl das Papier von Schopfheim Anlaß zu berechtigtem Klagen gibt und oft Papier von Basel eingeführt werden muß, obwohl das Bezirksamt für das neue Unternehmen eintritt, da es gut sei, „wenn Ausländer ihr Kapital im Lande anlegen und damit der Bevölkerung Arbeit und Brot geben", obwohl endlich das Ministerium selbst dem allgemeinen Grundsatz huldigt, daß alle Industrieunternehmen zu begünstigen sind, wird Oser die Konzession verweigert wegen der Gefahr der Einfuhr Basler Produkte ins Inland und andererseits der Ausfuhr der Lumpen ins Ausland (Zollumgehung).

Die 1830er Jahre bringen dann in der Papierindustrie, bedingt durch die Einführung der Maschine, grundlegende Veränderungen. Bereits im Jahre 1833 hat sich Thoma in Todtnau mit diesem Plane getragen und dabei geglaubt, er könne sich — wie alle Industrien des vergangenen Jahrhunderts — damit ein „Exclusiv-Privilegium" sichern und erreichen, daß jedem anderen Unternehmen am Oberrhein die Aufstellung von Papiermaschinen untersagt würde. Er hat dabei nicht mit der grundsätzlichen Umschichtung im wirtschaftlichen Denken gerechnet und mußte eine eindeutige Ablehnung erfahren und weiter hören: „Man werde im Gegnteil die Papierfabrikation dadurch fortwährend zu heben suchen, daß man es lediglich der Industrie der Fabrikanten überlasse, welche Manipulationen sie bei Fertigung des Papieres zur Anwendung bringen wollen" (Akten GLA). Thoma verzichtet deshalb vorläufig auf die Ausführung seines Planes.

Im folgenden Jahre (1834) übernimmt Johann Sutter in Schopfheim um 40 000 fl die Kolb'sche Papiermühle, die sich in schlechtem Zustande befindet und stellt im November 1835 eine aus Frankreich bezogene Papiermaschine auf — die erste im Wiesental. Mit dem Jahre 1836 nimmt die Papierindustrie dann einen raschen Aufschwung, und die Maschinisierung setzt sich weiter durch.

b) Die Zeit des Wachstums
(von 1836 bis 1870).

1. Die Textilindustrie.

I. Das Wiesental als Standort.

Mit dem Beitritt Badens zum Zollverein setzt gerade für unser Gebiet eine Entwicklung ein, wie sie in diesem Ausmaße wohl niemand vorausgesehen hatte.

Es wurde bereits festgestellt, wie der Einfluß der Stadt Basel, die Nähe der Schweiz und des Elsaß die ganze bisherige Entwicklung weitgehend, wenn nicht fast ausschließlich bestimmt hat. Dieses Gebiet des oberen und unteren Wiesentales lag weitab vom Kerngebiet des Territoriums, war in seiner Wirtschaft nur wenig verflochten mit der Wirtschaft des Markgrafenlandes bezw. Oesterreichs. Ganz exponiert gelegen, tendierte das ganze ökonomische Denken und Handeln nach der unmittelbaren Nachbarschaft, von der es politisch getrennt, wirtschaftlich aber abhängig war. Ueber die politische Grenze hinweg bildete sich dadurch ein Wirtschaftsraum, der sich in seinen Einzelabschnitten gegenseitig ergänzt, sei es, daß sich gegenüberstehen Kapital und billige Arbeitskraft, Kapital und günstige Naturbedingungen, Industrie und Landwirtschaft, Eisenerzeugung und Eisenverarbeitung, Produktion von Textilstoffen und deren Veredelung, Produktion und Handel, wagendes Unternehmertum und harrende Arbeitskraft. Immer findet sich die Ergänzung, ein gegenseitiges Geben und Nehmen und ein stetiges Befruchten.

Unter solchen Umständen waren Zollschranken nicht gut denkbar. Die Zusammenfügung vieler kleinen Territorien zu einem Großherzogtum Baden bahnte für unser Untersuchungsgebiet den neuen Weg. Allmählich mußten sich die einzelnen Landesteile in das größere Ganze hineinwachsen; quellendes Nationalbewußtsein mußte diese Tendenz noch verstärken.

Um die Jahrhundertwende herrscht noch vollkommen freier Handelsverkehr zwischen der Schweiz und Baden und ein „lebhafter Austausch von Landesprodukten und Fabrikaten". [19]) So bezieht die schweizerische Leinwandindustrie Hanf und Flachs aus Baden und findet dort wieder Absatz für ihre Produkte. Die aufkeimende Baumwollindustrie und die schweizerischen Seidenmanufakturen haben in Süddeutschland einen fast freien Absatzmarkt.

Erst das Jahr 1808 bringt in Baden geringe Finanzzölle. Daneben haben aber die Maßnahmen Napoleons auch in Baden ein gewisses Interesse für Schutzzölle geweckt. Noch im Jahre 1811 fehlt hier eine allgemeine Zoll- und Akzisordnung; die Landzollordnung kommt am 2. Januar 1812. Die darin vorgesehenen Finanzzölle sind durchaus niedrig und das ganze Zollsystem ist, gerade durch die den Grenzgebieten nach der Schweiz gewährten Ausnahmen, durchlöchert. Einfuhr von Vieh und Getreide, sowie aller Waren, die zur Verarbeitung oder Veredelung eingeführt und nach erfolgter Bearbeitung wieder ausgeführt werden, bleiben zollfrei (Getreide, Holz, Lohe, Rinde, Hanf usw., Textilien zum Spinnen, Weben, Bleichen, Färben und Bedrucken).

In gleicher Weise erheben die schweizerischen Kantone keine Eingangsgebühr für Getreide und Hülsenfrüchte, Erdäpfel, Mehl, Salz, Butter, Vieh, Heu, Stroh, Bau- und Brennholz, gewöhnliche Holzwaren, Bretter, Kohlen, Rinde, Gips, Kalk und Ziegel. Man ist also darauf bedacht, in Jahrzehnten und Jahrhunderten gewordene und gewachsene wirtschaftliche Zusammenhänge nicht zu zerreißen. Gerade als sich im Jahre 1815 Frankreich abzuschließen beginnt und 1822 ein neues verschärftes Zollgesetz erläßt,[20]) versucht die Schweiz mit allen Mitteln, sich die Nordgrenze offen zu halten. In diesen Jahren auch wird eifrig eine handelspolitische Einigung mit Deutschland, das heißt in der Hauptsache mit Süddeutschland, in Erwägung gezogen,[21]) aber hinter dieser Erwägung steht die Befürchtung einer evtl. nachfolgenden politischen Annexion. Die Lage spitzt sich zu. Bereits im Jahre 1818 erhält der badische Staatsmann Nebenius den Auftrag, ein neues Zollgesetz auszuarbeiten, und am 18. Juni 1822 kommt, nachdem die in Darmstadt gepflogenen Verhandlungen über eine Zollunion mit Bayern, Nassau und Württemberg gescheitert sind, die neue badische Zollordnung heraus. Diese Zollordnung ist als Retorsionsmaßnahme gegen Frankreich gedacht und setzt hohe Kampfzölle fest gegen alle Staaten (und Kantone), die sich diesen Maßnahmen nicht anschließen. Die direkte Einfuhr aus Frankreich geht zurück; die durch hohe Zölle zurückgehaltenen französischen Waren kommen aber auf dem Umweg über die Schweiz mit falschen Attesten doch ins Land. Da verschiedene Kantone der Schweiz (auch Basel und Zürich) die Retorsionsmaßnahmen nicht mehr durchführen, werden auch gegen sie Kampfzölle in Anwendung gebracht. Es gelingt allerdings verschiedenen Kantonen, sich gerade für Textilien einige Erleichterungen zu sichern.

Am 28. Juli 1825 erläßt Baden ein neues Zollgesetz, das für die Einfuhr von Textilfertigprodukten den höchsten Zollsatz mit 6 fl 40 ansetzt, für Garn dagegen nur 1 fl 20 bis 1 fl 40, im übrigen aber im großen und ganzen die Zollsätze von 1812 beibehält.

---

[19]) Gonzenbach, A. von: Ueber die Handelsverhältnisse zwischen der Schweiz und den Zollvereinsstaaten.

[20]) Bächtold Hermann: Die schweizerische Volkswirtschaft in ihren Beziehungen zu Deutschland in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, Seite 40.

[21]) Ebenda, Seite 40.

Die Schweiz versucht vor allem zu erreichen, daß der hohe Zollsatz auf Textilien gemindert wird, werden doch die Baumwollfabriken in den Kantonen Glarus, Appenzell, St. Gallen, Aargau, Zürich und Thurgau durch den Zollsatz merklich geschädigt.

Gleichzeitig bittet im November 1825 die Kreisregierung unseres Gebietes um Heraufsetzung des Zollsatzes für Baumwollgarn. Das Zubereiten der Baumwolle zum Spinnen und das Spinnen selbst beschäftige ungleich mehr Leute, als das Verweben des vom Ausland bezogenen Garnes. Die Anschaffung von 1000 Webstühlen koste nicht soviel, als die einer Spinnmaschine mit nur 100 Pfund täglicher Produktion an Garn. Baden brauche keine Garne mehr von der Schweiz zu beziehen, vielmehr liefere das Unternehmen in St. Blasien noch Garn dorthin. Die bestehenden Spinnereien Badens produzieren mehr Garn, als die auf dem Lande aufgestellten Webstühle verarbeiten können. Die tägliche Produktion der Maschinenspinnerei in St. Blasien beträgt 600 Pfund und die im übrigen Land noch 750 Pfund, während in ganz Baden nur 700 Pfund verwoben werden.

Seit dem Jahre 1826 besteht zwischen Baden und der Schweiz ein Modus vivendi, und im folgenden Jahre wird in Baden ein neues Zollgesetz vorgelegt, 1833 wird der Eingangszoll für Textilwaren von 6 fl 40 auf 10 fl erhöht. Jeweils aber sind in allen Verträgen Ausnahmebestimmungen für den Veredelungsverkehr vorgesehen.

Immer mehr aber drängt sich die Frage eines gesamtdeutschen Zollvereins in den Vordergrund. Wie schon erwähnt, steht die Schweiz einem solchen Zusammenschluß, hauptsächlich aus politischen Erwägungen heraus, ablehnend gegenüber. Und auch in Baden findet dieser Plan in den 20er Jahren und noch in den 30er Jahren teilweise starke Ablehnung. Als langgestrecktes Grenzland, als Durchgangsgebiet für einen lebhaften Handel und im Anschluß an die kapitalkräftigen Nachbarn spricht alles gegen einen Anschluß nach Norden. Das würde eine Umkehr der ganzen bisherigen Entwicklung bedeuten. Und gerade im Oberland zeigt sich die Ablehnung eines deutschen Zollvereins sehr stark. So heißt es in einer Eingabe: „Wenn man daher die Sache ernstlich durchschaut, so zeigt es sich sonnenklar, daß das badische Oberland seinen Wohlstand nicht durch sich selbst hat, sondern das Gold und Silber, welches aus der Schweiz daher eingebracht wird, ist es, das den Segen über unsere Provinz ausbreitet und dessen Wohlstand begründet. Dieses ist es, woraus wir unsere Abgaben an den Staat bezahlen können“ (Akten GLA).

So sehr sich die Schweiz in genauer Kenntnis der Lage gegen den Beitritt Badens zum Zollverein wehrt, so sehr man sich auch in Baden selbst dagegen sträubt, die Entwicklung ist nicht mehr aufzuhalten. Bereits im Jahre 1818 schließen sich die preußischen Staaten zusammen, 1826 Bayern und Württemberg, 1828 die mitteldeutschen Staaten, und am 1. Januar 1834 fallen in der Hauptsache auch die übrig gebliebenen Zollschranken und ein großes Zollgebiet entsteht. Haben im übrigen Deutschland die Ideen und Gedanken eines Friedrich List gezündet und sind sie dort Tat geworden, in Baden hängt man immer noch sehr an alten Bindungen und am engen Austauschverkehr mit der Schweiz und Frankreich. Angesichts der Uebermacht des geschaffenen einheitlichen deutschen Zoll- und Wirtschaftsgebietes kann sich Baden erst nach langen Kämpfen zum Beitritt entschließen. „Mit Tränen trägt Baden die Handelsfreiheit zu Grabe“, schreibt man in der Schweiz.[22]) Der Anschluß Badens an den deutschen Zollverein am 12. Mai 1835 ist im wesentlichen das Werk des badischen Staatsmannes Nebenius. Am 1. Januar 1836 fallen auch hier die Zollschranken. Die Schweiz will sich wenigstens einige Ausnahmetarife sichern.[23]) Dies

---

[22]) Vergleichung des gegenwärtigen Standes der europ. Industrie usw. Zürich 1828.
[23]) Bächtold Hermann: Die schweiz. Volkswirtschaft in ihren Beziehungen zu Deutschland.

gelingt ihr für einige landwirtschaftliche Produkte, nicht aber für ihre Industrieerzeugnisse (mit Ausnahme des Veredelungsverkehrs). Hohe Schutzzölle machen einen Handelsverkehr zwischen der Schweiz und Baden im bisherigen Maße unmöglich.

Damit beginnt jene Entwicklung, welche den ganzen Charakter des Wiesentals von Grund auf umgestaltet hat.

Die schweizerische Textilindustrie und insbesondere die Baumwollindustrie ist, nachdem sich ihr Frankreich, Oesterreich und Norddeutschland verschlossen haben und der enge Raum des eigenen Landes nicht die in den letzten Jahrzehnten gewaltig gestiegene Produktion aufnehmen kann, auf den Markt in Süddeutschland angewiesen. Der nun festgesetzte Zollsatz beträgt bis zu 80%. des Wertes der Baumwollstoffe und macht eine Konkurrenz mit den Baumwollfabriken im Zollvereinsgebiet fast unmöglich. Vielleicht hätte eine stärkere Herabsetzung der Gewinnquote, eine stärkere Rationalisierung, ein Sichbeschränken auf besondere Qualitätserzeugnisse, eine Ausdehnung des Binnenabsatzes für den süddeutschen Ausfall einen gewissen Ausgleich schaffen können, vielleicht auch das freiwerdende Kapital sich in andern Industriezweigen festlegen können. Nichts von alledem ist der Fall. Man schlägt eher vor, in der Schweiz ebenfalls Schutzzölle zu erheben, um die Produktion und die Kapitalanlage im Inland anzuregen. Der Zweifel am Erfolg und wohl auch die Zersplitterung in die Kantone lassen den Plan nicht zur Ausführung kommen. Noch sieht man im Freihandel das Ideal und bekennt sich auch in der Praxis dazu.

Die Schweizer Baumwollfabrikanten und Kapitalisten sehen vor sich einerseits die Unmöglichkeit einer Expansion im Inland, andererseits aber die Chance, sich den Markt des deutschen Zollgebietes durch Filialgründungen dort erobern zu können. Je mehr sich die schweizerische Baumwollindustrie entwickelt hat, umsomehr wächst in ihr der Expansionswille, umsomehr greift sie über die Enge des inländischen Absatzgebietes hinaus. Wieder, wie bei der von der Schweiz her eindringenden Textilhausindustrie, ist die Schweiz verhältnismäßig weiter entwickelt, als das um die Jahrhundertwende von Kriegswirren heimgesuchte Baden, und wieder, wie damals, erfolgt der Vorstoß in die noch überwiegend agraren Gebiete; nun aber ist es der konzentrierte Fabrikbetrieb in der Hauptsache und die Maschine, die an die Stelle der Hausindustrie treten, und es ist nicht mehr die billige Arbeitskraft allein, die das Kapital anzieht. Noch lebt im schweizerischen Kapitalgeber, wie bereits vor einem Jahrhundert und mehr, die Unternehmerinitiative, und gleich wie damals sucht er sich sein Betätigungsfeld jenseits der Grenze am günstigsten Standort. Und dieser günstigen Standortslage verdankt das Wiesental die Mitte der 30er Jahre einsetzende Welle von Neugründungen, die in ihren Auswirkungen dem Wiesental allmählich das Aussehen einer einzigen großen Industriesiedlung geben, allerdings mit vielen landwirtschaftlichen Zwischengebieten. Dabei spielen alle die Momente, die mit der Grenze als Standortsfaktor zusammenhängen, die ausschlaggebende Rolle. Die in Jahrhunderten gewordene Wirtschaftsverbindung über die politische Grenze hinweg und die in vielfacher Beziehung gegenseitige Ergänzung der Grenzgebiete ist als erster Grund für eine Ansiedlung im nahen Wiesental anzuführen.

Mit die wichtigste Triebfeder für diese Ansiedelung der Industrie gerade im Wiesental ist ohne Zweifel die dort vorhandene billige Arbeitskraft. Für eine durchaus arbeitsorientierte Industrie wie die Baumwollindustrie, wo der Arbeitskostenanteil am Endprodukt noch heute mindestens ein Drittel — je nach Qualität verschieden — ausmacht, kann und muß die Arbeitsorientierung der ausschlaggebende Faktor sein, zumal die im Wiesental in Fülle vorhandenen Arbeitskräfte durch frühere Heimarbeit an industrielle Betätigung gewöhnt sind. Sicher sind in den letzten zwei Jahrhunderten auf deutscher Seite immer die

niedersten Arbeitslöhne bezahlt worden,[24]) teilweise sogar in rücksichtsloser Ausnutzung der Notlage der Arbeiter.

Daneben besteht die Möglichkeit, gerade für die Anfänge industrieller Neugründungen, die angelernten Arbeitskräfte der Schweiz bezw. des Stammbetriebes einfach ins Wiesental zu verpflanzen; gleiche Sprache, gleiche Stammeseigenart, meist gleiche Religion erleichtern die Akklimatisierung. Diese bereits gelernten Arbeitskräfte erleichtern die Betriebsaufnahme im neuen Gebiet und bilden allmählich geeignete einheimische Arbeiter heran.[25]) Während anfangs die Beschäftigung von Heimarbeitern neben dem Fabrikbetrieb einhergeht und damit eine Zentralisierung der Arbeiterschaft am Fabrikort in größerem Ausmaße verhindert, sind es später die verbesserten Verkehrsmittel, die die Beibehaltung des bisherigen Wohnortes und das „Hin- und Herpendeln" ermöglichen und damit der Zentralisierungstendenz entgegenwirken.

Nicht zu unterschätzen ist auch die erleichterte Betriebsführung am neugewählten Standort durch die bisherigen Direktoren und Leiter oft vom Stammbetrieb selbst aus.

In einer Zeit, da sich die Mechanisierung der Textilindustrie immer mehr und unaufhaltsam durchsetzt, wo mit dem zentralen Antrieb durch Wasserkraft mittels der Turbine der konzentrierte Fabrikbetrieb sich den Weg bahnt, mußte der Wasserlauf der Wiese bei starkem Gefälle und leicht zu bauendem Stauwerk und Zuleitungskanal eine Niederlassung der Fabriken im Wiesental in jeder Weise fördern,[26]) ganz abgesehen davon, daß das Wasser der Wiese für einzelne Industriezweige, besonders für die Ausrüstung der Textilstoffe, in jeder Weise geeignet war. Die Dampfmaschine erst und die durch die Eisenbahnen und die Rheinschiffahrt ermöglichte und verbilligte Kohlenzufuhr, später dann die elektrische Energie und das Auto, machen die Industrieansiedelung in großem Maße frei von der Gebundenheit an die Wasserläufe.

Bei weitem nicht von gleichem Einfluß, eher noch entgegenwirkend, ist das Moment der Transportorientierung für die Niederlassung im Wiesental. Die Grenzlage an der Peripherie des gesamten Staats- und damit Absatzgebietes mußte den Transport sowohl der Rohmaterialien als auch der Fertigwaren verteuern, wenn auch bei der Baumwolle als hauptsächlichstem Rohstoff der Landtransport nur einen Bruchteil des Gesamttransports ausmachte und nur wenig ins Gewicht fiel. Die Maschine im Verkehrswesen, der Siegeszug der Eisenbahn, ermöglichte eine Senkung der Transportkosten und gleichzeitig die Versorgung eines weit größeren Absatzmarktes. Die Verbrauchsorientierung scheint nur insofern von Bedeutung gewesen zu sein, als sich mit der Standortsänderung der große deutsche Markt erschloß. Solange die Textilindustrie im Wiesental die erste Stellung für ganz Baden inne hatte, solange im übrigen Deutschland diese Industrie nicht zu einer überstarken Konkurrenz herangewachsen war, solange die Wiesentäler Industrie auch in technischer Beziehung einen gewissen Vorsprung hatte, solange billiges Schweizer Kapital und billigste Arbeitskraft eine relativ günstigere Preisgestaltung erlaubten, solange aufstrebende Wirtschaft und wachsende Bevölkerung die Entwicklung vorantrieben, solange auch konnte die Frage des Absatzes wenig bedeuten neben den günstigen Produktionsbedingungen. Erst als sich all diese bisherigen Gegebenheiten mit fortschreitender Industrialisierung des gesamtdeutschen Raumes ändern, erst dann wirkt sich diese Lage an der Grenze und die damit verbundene Ferne des Absatzmarktes, zusammen mit einer gewissen Erstarrung in der Produktionsweise, nachteilig aus. Mit dem Umschwung in der Technik, mit der

[24]) Weh, M.: Die Landesgrenze als Standortsfaktor, Seite 23.
[25]) Weh, Max: a. a. O., Seite 24.
[26]) Fehlende geschulte Arbeitskräfte und mangelnde Antriebskraft scheinen ein wesentliches Moment zu sein für die Tatsache, daß sich diese Industrie nicht im Amt Müllheim ebenfalls niedergelassen hat.

zunehmenden Verwendung von Maschinen verschiebt sich der Schwerpunkt in der Produktion mehr nach der Seite des Kapitals. „Andererseits macht wegen der Billigkeit der Maschinenarbeit die auf die Verarbeitung entfallende Quote im Preis des Produktes einen immer kleineren Betrag aus. Demgegenüber wachsen die Transportkosten für Kohle, für Rohstoffe und für fertige Waren an Bedeutung".[27]) Bei der, in der ungünstigen Lage zum Absatzgebiet begründeten verschlechterten Standortslage macht sich die „Beharrungstendenz des traditionellen Standorts" [28]) geltend mit dem Ziele, durch außerwirtschaftliche Mittel dieser Verschlechterung entgegenzuwirken.

Steuervorteile und Soziallastenvorteile [29]) sind in dieser Anfangsperiode nicht maßgebend gewesen. Dagegen haben rein natürliche Bedingungen, so die windgeschützte Lage im Tale, zur Ansiedelung der Baumwollwebereien im Wiesentale beigetragen. In vielen Fällen haben überdies von vorneherein irgendwelche außerökonomische Momente wie Verwandschaft, Zufälligkeiten usw. eine große Rolle gespielt.

Während für Spinnerei und Weberei die Neuwahl des Standorts teilweise eine Notwendigkeit war, bestand diese Tatsache für die Veredelungsindustrie nicht unbedingt, waren doch in allen Zollgesetzen seit 1812 besondere Ausnahmebestimmungen für den Veredelungsverkehr vorgesehen. Die Wichtigkeit dieses Veredelungsverkehrs für unser Grenzgebiet zeigt sich ganz typisch darin, daß dieser in der Schweiz im 18. Jahrhundert einfach „Grenzverkehr" genannt wurde.[30])

II. Die Entwicklung der Unternehmungen.

Bevor wir die einzelnen Neugründungen in ihrer Entstehung und Entwicklung verfolgen, wollen wir einen Blick auf das älteste Textilgroßunternehmen im Wiesental werfen, auf die Firma Peter Köchlin u. Söhne in Lörrach. Dieser Veteran unter den Firmen bleibt nicht zurück bei der nun einsetzenden Entwicklung, sondern nimmt — einerseits gefördert durch die entstehenden Fabriken, andererseits diese selbst fördernd — einen stetigen Aufstieg zu einer Weltfirma ersten Ranges. Solange Baden vor dem Anschluß an den Zollverein, ohne hinreichenden Zollschutz, der Ueberschwemmung durch fremde Erzeugnisse offenstand, wurde der Bestand dieses Unternehmens durch Privilegien geschützt. Der einsetzende Zollschutz macht dies überflüssig, er sichert einen guten Absatz. Im Jahre 1837 hat sich die Produktion beinahe verdoppelt bei einer Gesamtarbeiterzahl von 786 männlichen (m.) 833 weiblichen (w.) Arbeitern und 82 Jugendlichen unter 16 Jahren (K.) [31]) Von diesen 1701 Arbeitern sind beschäftigt in

	m.	w.	K.	zus.
Lörrach	329	130	82	541
Zell	195	337	—	532
Schönau	63	172	—	235
Steinen	48	56	—	104

und die übrigen in Niederwihl.

Ganz deutlich zeigt sich der Gegensatz zwischen dem Stammbetrieb und den Filialen; während in Lörrach die Veredelung (Druckerei, Färberei) vorgenommen wird und demzufolge männliche Arbeitskräfte überwiegen, stellen in den Handwebereien Zell, Schönau

[27]) Herkner, H.: Die oberelsässische Baumwollindustrie und ihre Arbeiter. Straßburg 1887, Seite 81.
[28]) Salin, Edgar: Standortsverschiebungen der deutschen Wirtschaft in: Strukturwandlungen der deutschen Volkswirtschaft, 1. Band, Berlin 1928, Seite 81.
[29]) Vergl. Ritschl, H.: Reine und historische Dynamik des Standorts der Erzeugungszweige, S. 853.
[30]) Weh, Max: Die Landesgrenze als Standortsfaktor, Seite 49.
[31]) Die in Klammern beigefügten Abkürzungen werden in der Folge verwendet.

und Steinen die weiblichen Arbeitskräfte das Hauptkontingent, wobei aber die daheim mithelfenden Kinder nicht mitgerechnet sind. Der Wert der Jahresproduktion beträgt etwa 1 000 000 fl. Die eigenen Handwebereien genügen bei der in Lörrach vorhandenen Betriebskapazität nicht. Der Rohstoff wird über den Stammbetrieb in Lörrach an die Filialen geliefert, und den Hauswebern werden mechanisch vorbereitete Zettel zum Weben gegeben. Während wir in Lörrach und auch in Steinen einen geschlossenen Betrieb vor uns haben, ist dies in Zell und Schönau nicht der Fall.

In den folgenden Jahrzehnten werden insgesamt beschäftigt:

Jahr:	m.	w.	K.	zus.
1840 mit Filialen	540	610	270	1420
1841 mit Filialen	394	562	199	1155
1849 ohne Filialen	120	25	220	365
1852 ohne Filialen	120	30	40	190
1862 ohne Filialen	440	80	—	520

An dem raschen Aufschwung des Lörracher Unternehmens hat Léon Baumgartner, ein Verwandter der Köchlin, maßgebenden Anteil. Mit seinem Eintritt in die Firma ist nicht nur eine starke finanzielle Hilfe verbunden, Baumgartner ist es auch, der für die kaufmännische und technische Ausgestaltung vieles tut. Seit dem Jahre 1857 führt das Unternehmen die Firma: Köchlin, Baumgartner & Co.

Im Jahre 1864 werden bereits Niederlassungen in Paris und Leipzig errichtet, und gleichzeitig wird das Konkurrenzunternehmen Dollfuß, Mieg & Co. im nahen Rötteln erworben und dort eine Handdruckerei mit 500 Arbeitern eingerichtet.

Mit der zunehmenden Industrialisierung des Wiesentales und der steigenden Mechanisierung wird eine angegliederte Weberei mehr und mehr überflüssig und erschwert die Betriebsführung eines so großen Unternehmens, dessen Erzeugnisse sich bereits den Weltmarkt erobert haben. Die Verselbständigung der Filialen beginnt in Steinen, wo W. Geigy in den 1840er Jahren das Werk pachtet und später selbst übernimmt. Noch um 1840 hat die Firma die Baumwollwebereien in Zell und Schönau vergrößert, aber schon in den nächsten Jahren erscheinen die Filialen in Zell und Schönau als selbständige Unternehmen des Albert Köchlin. Im Jahre 1841 stehen dort 200 Webstühle und zwar ausschließlich Handwebstühle. Es werden in Zell und Schönau beschäftigt:

Jahr:	m.	w.	K.	zus.
1849	30	111	29	170
1852	30	130	30	190
1862	82	208	—	290

Im Jahre 1852 sind neben den 200 Handwebstühlen schon 100 mech. Webstühle im Betrieb, und 1857 erwirbt sich A. Köchlin auch für Schönau die Erlaubnis, eine mech. Weberei einzurichten. Fünf Jahre später hat sich der mech. Webstuhl bei Köchlin bereits durchgesetzt, und deren Zahl hat sich auf 360 erhöht. In den 60er Jahren wird in Zell eine Baumwollspinnerei errichtet, während andererseits die mechanische Weberei von Heußler u. Bonkilch aus Basel übernommen wird, welche im Jahre 1869 204 Arbeiter beschäftigt.

In dieser Entwicklung hin zur mechanischen, von einer zentralen Kraft getriebenen Weberei zeigt sich im oberen Tale ein Nachhinken um etwa 2 Jahrzehnte gegenüber dem unteren Talabschnitt. Dieses Nachhinken hat seinen Grund in der ganzen bereits aufgezeigten, vielfach nicht gleichgerichteten geschichtlichen Entwicklung und den besonderen,

anders gearteten Gegebenheiten in den beiden Teilgebieten. Ein Hauptmoment liegt aber auch in der relativ schnell deutlich werdenden Arbeiterknappheit im unteren Tale und der damit verbundenen teurer werdenden Arbeitskraft.

Im obersten Tale, in Todtnau, bestehen dann noch die Unternehmen der Thoma; der Zollverein bringt diesen vorerst keine nennenswerte Ausweitung, erstreckt sich doch ihr Absatzgebiet nur auf den Schwarzwald und den Breisgau. Im Jahre 1836 soll die Baumwollspinnerei des Johann Mich. Thoma um 4 Spinnmaschinen oder 384 Spindeln vermehrt werden und umfaßt im Jahre 1842 1344 Spindeln bei 34 in der Fabrik beschäftigten Arbeitern. Im Jahre 1848 aber geht diese Spinnerei an den jüngsten Sohn, Johann Georg Thoma, über und wird durch dessen Verehelichung mit der Tochter des Meinrad der Spinnerei des. letzteren einverleibt. An Stelle der abgetretenen Spinnerei wird 1851 die Fabrikation von Kunstwolle aus Lumpen [32]) aufgenommen, und es werden damit 12 Arbeiter beschäftigt.

Meinrad Thoma hatte bisher die Baumwollspinnerei, Färberei, Druckerei und chemische Bleiche betrieben und nimmt dazu im Jahre 1839 die Handweberei auf. Im Jahre 1846 wird die Spindelzahl von 2500 auf 2800 erhöht und steigt mit der Uebernahme der Spinnerei seines Bruders auf 4100. Es werden beschäftigt:

Jahr	Bleicherei u. Färberei			Spinnerei				Weberei				insgesamt
	männl.	weibl.	zus.	männl.	weibl.	Kinder	zus.	männl.	weibl.	Kinder	zus.	
1840	5	3	8	14	28	35	77	7	6	7	20	105
1841	9	2	11	20	21	41	82	6	8	4	18	111
1850	11	—	11	25	32	82	139	9	17	—	26	176
1852	11	—	11	24	36	78	138	8	14	—	22	171
1854	11	–	11	36	37	76	149	8	14	—	22	182
1862	14	—	14	84	42	—	126	6	34	—	40	180
1869	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	193

Dabei ist es so, daß die Spinnerei sich ganz (mit Ausnahme von 6 in ihrem Heim beschäftigten weiblichen Arbeitskräften) im Fabrikbetrieb vollzieht. Dagegen ist die Weberei noch Handweberei und wird bis in die 60er Jahre hinein in den Wohnungen der Arbeiter selbst betrieben. — Im Jahre 1854 erbaut Thoma eine weitere mit den neuesten Maschinen ausgerüstete Spinnerei mit etwa 8 000 Spindeln.

Der deutlichste Beweis dafür, daß die einsetzende Welle von Neugründungen keine reine Defensivmaßnahme gegen durch den Zollverein versperrte Absatzmöglichkeit ist, bildet die Geschichte der Neugründungen. Denn bereits vor dem erfolgten Anschluß Badens an den deutschen Zollverein wird von Schweizer Kapitalisten der Versuch unternommen, im Wiesental Fabriken zu gründen. Schon die Zollerhöhung Badens im Jahre 1833 und dann all die Verhandlungen um den Beitritt zum Zollverein weisen ja auf die drohende Gefahr einer erschwerten Einfuhr hin.

Ganz klar geht dies aus dem Gesuch des C. Kaufmann und Fr. vom Hove von Basel um Erlaubnis zur Errichtung einer Tuchfabrik in Brombach hervor (Januar 1834.) Diese wollen „die in Basel seit 9 Jahren bestehende, durch sie während dieser Zeit dirigierte, ihnen von dem jetzigen Eigentümer H. H. G. Fürstenberger zu überlassende Wollentuch-

---

[32]) In Verbindung mit der Papierfabrik.

fabrik" nach Brombach verlegen. Das Vorhaben gründet sich nicht sowohl auf die Hoffnung des Anschlusses Badens an den deutschen Zollverein, als auf die Beabsichtigung anderer Vorteile hinsichtlich der Arbeiter, die sie hier (in Basel) als einer großen und reichen Stadt entbehren, und hinsichtlich des Lokals, das sie hier bei weitem nicht so zweckmäßig besitzen, als sie es an dem ausgewählten Orte herzustellen im Stande wären", (Akten GLA). Das Unternehmen solle alle Teile der Produktion, von der rohen Wolle bis zum fertigen Tuch, vereinigen und mit den neuesten Maschinen und Einrichtungen arbeiten. Es liege auch im Interesse der Unternehmer, keine fremden Arbeiter herbeizuziehen, sondern sich einen Arbeiterstamm aus der Gegend mit Hilfe einiger Aufseher heranzubilden.

Die Beschaffung der Arbeitskräfte scheint auch der Grund für die Niederlassung in Brombach gewesen zu sein, kann doch das Unternehmen gerade hier noch genügend Hilfskräfte aus den naheliegenden Orten Hauingen und Haagen herbeiziehen.

Diese Wollweberei nimmt im Jahre 1835 ihren Anfang, und es werden 44 männliche und 16 weibliche Arbeiter beschäftigt. Nachdem bereits an Stelle des C. Kaufmann ein Gottlieb Arntz in die Firma eingetreten war, wird die Fabrik wegen finanzieller Schwierigkeiten im Jahre 1837 für 41 000 fl an den Fabrikanten Heinrich Riggenbach von Basel und Rudolf Großmann von Aarau verkauft. Die neue Firma (Hch. Riggenbach & Co.) will eine mechanische Baumwollweberei und Baumwollspinnerei einrichten und eine Kunstbleiche angliedern. Dieser Plan kommt nach erfolgter Alleinübernahme durch die Gebr. Großmann im Jahre 1840 endgültig zur Ausführung, und im Jahre 1848 folgt die Errichtung einer kleinen Druckerei. Deutlich zeigt sich bei diesem Unternehmen die fortschreitende Zusammenfassung des gesamten Arbeitsprozesses — der Produktion und Veredelung — in einem einzigen mit einer starken Wasserkraft ausgestatteten mechanischen Betrieb, also ein vertikaler Aufbau.

Im 5. Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts steigt der Wert der jährlichen Produktion von 31 000 fl auf 100 000 fl. Während noch im Jahre 1841 nur 9 Spinnmaschinen mit 2 400 Spindeln in Betrieb waren, sind es 1849 bereits deren 20 mit 5 760 Spindeln und 160 mechanische Webstühle. Die Zahl der Arbeiter, die alle in der Fabrik selbst beschäftigt sind, zeigt ein ähnliches Bild:

Jahr	m.	w.	K.	zus.
1840	28	26	31	85
1841	36	40	15	91
1849	111	83	28	222
1852	102	90	29	221
1862	125	109	—	234
1869	—	—	—	216

Bis etwa um das Jahr 1850 zeigt sich also eine starke Aufwärtsbewegung, die dann in einen Gleichstand übergeht. Dies dürfte zum Teil darin seine Ursache haben, daß die Firma in diesem Jahre in Lörrach eine Baumwollspinnerei und -weberei als Filiale errichtet mit 13 Spinnmaschinen (4.750 Spindeln) und 74 mechanischen Webstühlen an der Stelle einer, im Jahre 1847 von dem Lörracher Fr. Straub gegründeten Baumwollspinnerei. Diese Lörracher Filiale zeigt einen stetigen Aufstieg, im Jahre 1860 sind bereits 160 mechanische Webstühle dort aufgestellt. Demgemäß beträgt die Arbeiterzahl:

Jahr	m.	w.	K.	zus.
1850	34	45	13	92
1852	67	49	4	120
1862	76	102	—	178

Das Gesamtunternehmen besteht also aus Spinnerei, Weberei, Färberei, Bleicherei und Appretur. Die nutzbare Wasserkraft beträgt in Brombach 80 PS., in Lörrach 70 PS. In 12 Arbeitstagen können etwa 170 Ztr. Garn und 1 700 Stück Tuch produziert werden.

In den 60er Jahren wird die Weberei in Lörrach aufgegeben, und im Jahre 1869 geht auch die Spinnerei mit 123 Arbeitern unter der Firma Heusler & Söhne in Lörrach an Ld. Heusler & Cie. in Basel über. Mit der Uebernahme ist eine Modernisierung des ganzen Betriebs verbunden; u. a. werden die Handspinnstühle durch neue englische Selbstspinnmaschinen (Selfaktoren) ersetzt und dadurch die Produktion wesentlich erhöht.

Aehnlich wie in Brombach entsteht im benachbarten Steinen die Baumwollspinnerei und Baumwollweberei des Majors Wilhelm Geigy-Lichtenhahn von Basel. Bereits im Jahre 1834 hat sich dieser die Gewerbeerlaubnis geholt, ohne anfangs „die Natur des beabsichtigten Fabrikgewerbes" angeben zu können. Erst im März 1835 gibt er seine Absicht bekannt und wird natürlich von der Regierung unterstützt, „da es für die Gegend vorteilhaft ist, wenn unsere reichen und industriösen Nachbarn ihren Gewerbefleiß und ihre Kapitalien auf diesseitigen Boden verpflanzen.[33]) Seit dem Beginn im Jahre 1836 nimmt das Unternehmen einen raschen Aufschwung. Im folgenden Jahre werden 1 800 Ztr. Baumwollgarn und 16 000 Stück rohe Tücher (auf 106 Webstühlen) im Gesamtwert von 240 000 fl hergestellt. Von den produzierten Garnen werden nur 1 200 Ztr. selbst verarbeitet, der Rest wird verkauft. Der Betrieb umfaßt im Jahre 1841 insgesamt 23 Spinnmaschinen mit 7 752 Spindeln, 157 mechanische und 8 Handwebstühle, im Jahre 1849 dagegen 37 Spinnmaschinen mit 12 680 Spindeln und 60 Handwebstühle. Die Arbeiterzahl zeigt folgende Entwicklung:

Jahr	m.	w.	K.	zus.
1837	127	66	10	203
1840	80	75	85	240
1841	56	59	101	216
1849	59	49	80	188
1852	110	52	90	252
1854	140	80	100	320
1862	203	107	—	310
1869	—	—	—	480

Der rasche Aufschwung und der sichere Absatz führen bald zur Filialgründung im nahen Maulburg, wo genügend Arbeitskräfte und auch Wasserkraft vorhanden sind. Im Jahre 1838 hat sich Geigy dort eine Mühle erworben, an deren Stelle er im Jahre 1843 eine Filiale mit 97 mechanischen Webstühlen für rohe Baumwolltücher errichtet. Die Weberei scheint sich demnach immer mehr im Maulburger Betrieb konzentriert zu haben, und um 1850 sind dort 212 mechanische und 56 Handwebstühle aufgestellt. In Maulburg arbeiten:

Jahr	m.	w.	K.	zus.
1850	70	80	45	195
1852	103	118	7	228
1854	190	190	20	400
1862	142	255	—	397
1869	142	255	—	397 Arbeiter.

[33]) Deutlich zeigt sich hier wieder die Auswirkung der Grenze als Standortsfaktor.

Vorübergehend sind sowohl für Steinen als auch für Maulburg je etwa 20 Heimarbeiter in den umliegenden Orten für die Firma beschäftigt. Im Jahre 1853 sind neben 400 mechanischen Webstühlen noch 50 Handwebstühle in Tätigkeit; die Zahl der Stühle geht im Jahre 1862 auf 400 zurück.

Seit dem Jahre 1849 wird die Firma G e i g y & C o m p. in der Gewerbestatistik auch als Pächter der Köchlin'schen Baumwollweberei in Steinen aufgeführt. In geschlossenem Fabrikbetrieb arbeiten an 164 Handwebstühlen anfangs der 50er Jahre 80 männliche und 60 weibliche Arbeiter und 12 Jugendliche unter 16 Jahren. Dieses Werk scheint im Jahre 1853 von der Firma ganz übernommen worden zu sein, wird doch seit diesem Jahre eine Filiale unterhalb Steinen erwähnt. Alle drei Etablissemente zusammen umfassen im Jahr 1861 28 000 Spindeln, 630 mechanische Webstühle, 7 Turbinen, 5 Dampfmaschinen mit 220 PS. Die Gewebe werden mit englischen Maschinen geschlichtet. Die Produktion beträgt jährlich etwa 9 000 Ztr. Garn, die zu etwa 100 000 Stück Baumwollstoff verarbeitet werden.

Ueber die Vorgeschichte eines ähnlich bedeutenden Unternehmens in Haagen, S a r a s i n & H e u ß l e r , sind wir etwas genauer orientiert.[34])

Durch den reißenden Absatz von aus England bezogenen Baumwollgarnen ermuntert, entschloß sich das Handelshaus Felix Sarasin & Heußler in Basel, die Baumwollgarnproduktion selbst aufzunehmen, und im Jahre 1823 erfolgte die Gründung einer mechanischen Baumwollspinnerei in der Neuen Welt bei Basel. Diese Fabrik nahm einen glänzenden Anfang; Tag und Nacht mußte gearbeitet werden, um die Aufträge ausführen zu können. Aus diesem Grunde dachte man an eine Filialgründung, wozu das Wiesental in jeder Beziehung günstig gelegen war. Nachdem sich der Kauf der Papiermühle in Schopfheim zerschlagen hatte, wird im Jahre 1835 eine Fabrik in Haagen errichtet und darin Maschinen von der Maschinenfabrik Escher, Wyß & Cie. in Zürich aufgestellt. Das Unternehmen nimmt seinen Anfang mit 7 500 Spindeln für einfaches Baumwollgarn, 840 Spindeln für Zwirn und 92 mechanischen Webstühlen. Von der Jahresproduktion mit 3 000 Zentnern Garn werden 700—800 Ztr. selbst zu Kattun verarbeitet, der Rest als einfaches oder Strick- und Nähgarn verkauft. Obwohl täglich 17 Stunden gearbeitet wird, können nicht alle Bestellungen ausgeführt werden. Das Hauptabsatzgebiet ist Süddeutschland. Die Zahl der Arbeiter zeigt folgende Entwicklung:

Jahr	m.	w.	K.	zus.
1837	120	95	14	229
1840	106	133	100	339
1849	170	209	144	523
1852	193	195	112	500
1862 mit Rötteln	313	340	—	653
1869 mit Rötteln	—	—	—	597

Mit der Zeit, wohl im Jahre 1841, wurde die Weberei aufgegeben und die Spinnerei allein weiterbetrieben und mehr ausgebaut. Die Produktionssteigerung zeigt sich darin, daß bereits im Jahre 1841 57 Spinnmaschinen mit 21 500 Spindeln, im Jahre 1849 62 Spinnmaschinen mit 22 718 Spindeln und im Jahre 1852 deren 70 mit 26 000 Spindeln aufgestellt sind. Es wird jährlich für 500 000 fl Garn produziert. Dabei werden immer die neuesten Maschinen gekauft, so 1846 die drei ersten Selfaktor-Spinnmaschinen (aus Manchester), 1847 eine erste Drossel.

[34]) Geschichte der Familie Sarasin in Basel. 2. Band.

Das Jahr 1853 bringt dann die Gründung der Filiale Rötteln, die, in nächster Nähe des Stammbetriebes gelegen, eine einheitliche Leitung ermöglicht. Nach ferneren Erweiterungen der Betriebe zählt das Unternehmen im Jahre 1861 43 000 Spindeln (fein) und 800 Zwirnspindeln. Die Selfaktoren haben sich bereits durchgesetzt, nur noch wenige Handspinnmaschinen sind in Tätigkeit. Als Kraftquelle dienen neben den Dampfmaschinen in Haagen 2 Turbinen und 2 Wasserräder und in Rötteln ebenfalls 2 Turbinen mit einer Gesamtleistung von 360 PS. Mit dem Aufschwung der Betriebe im Wiesental ist andererseits ein Niedergang des Werkes in der Neuen Welt verbunden, das um 1900 dann aufgegeben und verkauft wird. Diese Firma ist auch eine der ersten, die, wie bereits in der Neuen Welt, für die zugezogenen Arbeitskräfte Laborantenhäuser erstellt.

Wenn man sich die Entwicklung der Textilindustrie und insbesondere der Baumwollindustrie im Wiesental vor Augen führt, darf man den Einfluß eines Unternehmens nicht außer Acht lassen, den Einfluß der Maschinenfabrik Louis Merian in Höllstein.

Immer werden mit einer zunehmenden Industrialisierung eines Gebietes und mit der Mechanisierung der gesamten Produktionsweise sich Maschinenfabriken notwendig erweisen, sei es anfangs, daß sich an den Textilbetrieb Reparaturwerkstätten angliedern, um für eine rasche und sachgemäße Reparatur der von auswärts bezogenen Maschinen Sorge zu tragen und daß sich dann aus dieser Reparaturwerkstatt und aus der gewonnenen Kenntnis der reparierten Maschinen heraus eine eigene Maschinenbauanstalt entwickelt. Diese Entwicklung wäre ohne Einfluß des fremden Kapitals und ohne die fremde Initiative vielleicht auch für unser Industriegebiet die wahrscheinliche gewesen.

Wohl mit einiger Voraussicht der kommenden Entwicklung hat sich Louis Merian von Basel im Jahre 1835 das Niederlassungsrecht für eine Maschinenwerkstätte in Höllstein gesichert und dort seine Tätigkeit im Jahre 1836 aufgenommen. Dieses Jahr dient der Herstellung der für den eigenen Betrieb notwendigen Maschinen und Maschinenteile. Nach der Fertigstellung seines „Atelier" in den letzten Monaten des Jahres 1836, ist Merian im Stande, „größere Bestellungen in angemessener Zeit auszuführen." Gleichzeitig geht er daran, einen Kupolofen zu errichten, in welchem er zweimal wöchentlich zirka 30 Ztr. Roheisen gießen kann. Die Nähe der staatlichen Eisenwerke in Kandern und Hausen wird dabei zum großen Vorteil.

Das Unternehmen arbeitet 1837 mit 15 Leuten; falls genügend Bestellungen eingehen, will Merian die Arbeiterzahl auf 60 erhöhen und damit jährlich 300 Spinn- und Webmaschinen mit einem Wert von 45 000 fl. produzieren. Er klagt aber, daß sehr viele Konzessionen für die Einfuhr ausländischer Maschinen erteilt werden, und daß er infolge der noch geringen Aufträge im Inland sich Absatz im Ausland sichern müsse. Produziert werden in der Folge vorzugsweise die für Baumwollspinnerei und -weberei erforderlichen Maschinen und Einrichtungen, außerdem später zahlreiche Drehbänke und andere Werkzeugmaschinen, dann auch Eisenbahnweichen und dergl. für die badischen und schweizerischen Eisenbahnen, in den 60er Jahren sogar Turbinen. Es werden beschäftigt:

Jahr	m.	w.	K.	zus.
1837	15	—	6	21
1840	25	20	—	45
1849	28	—	4	32
1852	48	—	9	57
1862	80	—	—	80
1869	62	—	—	62

Die Qualität der Erzeugnisse wird oft auf Ausstellungen anerkannt und ausgezeichnet und der solide und zweckmäßige Bau hervorgehoben. Die Textilmaschinen entsprechen im wesentlichen englischen und schottischen Maschinen.

In den 40er Jahren wird dann dieser Maschinenfabrik eine mechanische Baumwollspinnerei und -weberei angegliedert.[35]) Waren im Jahre 1849 8 Spinnmaschinen mit 8 880 Spindeln und 66 mech. Webstühle in Betrieb, so sind es 3 Jahre später bereits 22 Spinnmaschinen mit 7 056 Spindeln und 165 mech. Webstühle. In der gleichen Zeit steigt der Wert der Jahresproduktion von 45 000 fl auf 150 000 fl. Die Arbeiterzahl der Spinnerei und Weberei zusammen zeigt dieselbe Tendenz.

Es werden beschäftigt:

Jahr	m.	w.	K.	zus.
1849	13	36	22	71
1852	40	79	88	207
1862	65	115	—	180
1869	—	—	—	195

Gerade bei diesem Unternehmen zeigt sich deutlich, wie besonders in der Weberei die billige Arbeitskraft der weiblichen und jugendlichen Arbeiter herangezogen wird. Dabei sucht sich die Fabrik durch Bau von Laborantenhäusern einen festen Arbeiterstamm zu schaffen und damit auch die Arbeiter enger an die Firma zu binden.

Von der Produktion der Spinnerei verarbeitet die angeschlossene Weberei etwa 80%, während das restliche Fünftel — meist niedrigere Nummern — anderweitig abgesetzt wird. Die Antriebskraft liefern eine Dampfmaschine mit 100 PS und 2 Turbinen mit zusammen 70 PS.

Es wäre irrig anzunehmen, daß lediglich ausländisches Kapital das industrielle Leben im Wiesental neu befruchtet hat. Vielmehr regt sich allmählich auch die heimische Unternehmungslust, wenn vorerst auch nur in vereinzelten Ausnahmefällen. Erst in späteren Jahrzehnten wird das ausländische Kapital vom deutschen mehr und mehr ersetzt. Es ist auffallend, daß keine Gründung dieser Zeit ausgeht von früheren Verlegern, von der Hausindustrie. Dagegen ist es im Jahre 1834 der Besitzer des Schopfheimer Drahtzuges, Ernst Friedrich Gottschalk, der an die Stelle seines durch Konkurrenz schwer bedrohten Drahtzuges eine mechanische Baumwollspinnerei, verbunden mit mechanischer Baumwollweberei, errichten will und dazu auch die Erlaubnis erhält. Erst im Januar 1837 nimmt seine Baumwollspinnerei mit 96 Arbeitern ihren Anfang. Es werden in geschlossenem Fabrikbetrieb beschäftigt:

Jahr	m.	w.	K.	zus.
1840	25	30	100	155
1841	50	56	70	176
1850	69	78	158	305
1852	68	73	156	297
1862	113	127	—	240

Im Jahre 1849 sind 38 Spinnmaschinen mit 12 720 Spindeln aufgestellt. Mit Gottschalk hat sich C. W. Grether von Lörrach verbunden.[36])

[35]) Es folgt hier also die Maschinenfabrik nicht dem Textilbetrieb, sondern gerade umgekehrt.

[36]) Seit dem Jahre 1841 lautet die Firma: Gottschalk u. Grether.

Der rasche Aufschwung der ersten Jahre führt zur Gründung der Filiale Atzenbach, die als Baumwollspinnerei im Jahre 1847 von C. W. Grether, Johann Sutter und Genossen ins Leben gerufen wird und 2 Jahre später unter der Firma Gg. Grether & Cie. mit 54 Spinnmaschinen und 21 000 Spindeln nebst 2 Schlichtmaschinen ihren Anfang nimmt. Diese Baumwollspinnerei überflügelt bald den Stammbetrieb. Die Zahl der Arbeiter weist starke Schwankungen auf:

Jahr	m.	w.	K.	zus.
1850	145	136	105	386
1852	136	160	130	426
1854	140	190	157	487
1862	180	216	—	396
1869	—	—	—	358

Zwei Turbinen mit zusammen 250 PS und zwei Hilfsdampfmaschinen von je 75 PS dienen als Kraftquelle.[37])

Nach tatsächlich erfolgtem Anschluß an den Zollverein haben wir nur noch wenige Neugründungen zu verzeichnen. So erlangen im Jahre 1836 das Handelshaus Burkard Sarasin und Fabrikant Bölger von Basel die Erlaubnis zur Errichtung eines „Fabrik- und Handelsetablissements" im Wiesental. Das Haus Markus Bölger besaß seit dem Jahre 1820 in Nieder-Schönthal (Baselland) eine Baumwollspinnerei.[38]) Das neue Absatzgebiet und die billige Arbeitskraft lockte, und im Jahre 1836 erstand die Baumwollweberei von Markus Bölger in Zell. Damit lebt auch hier im mittleren Tale dieser Industriezweig wieder neu auf, in noch stärkerem Ausmaße als vor der Jahrhundertwende. Noch gibt es hier in der alten Heimat der Handweberei keine mechanischen Webstühle, noch keinen größeren geschlossenen Fabrikbetrieb. Die Zahl der in den Wohnungen aufgestellten Handwebstühle aber steigt schnell und damit auch die Zahl der Beschäftigten; sie beträgt:

Jahr	m.	w.	K.	zus.
1840	96	60	12	168
1841	100	50	10	160
1849	140	70	15	225
1852	100	145	—	245
1854	60	—	—	60

Nur gering ist die Zahl der in der Fabrik selbst beschäftigten Arbeiter, die gewisse Vorarbeiten, das Austeilen des Rohmaterials und den Versand zu erledigen haben.[39]) Deutlich zeigt sich mit dem Jahr 1852 der rasche Niedergang, nachdem die mechanische Floretseidenspinnerei aufgenommen wurde.

Erst zu Beginn der 40er Jahre entstehen im Wiesentale wieder neue Unternehmen der Baumwollindustrie. Doch haben bereits im Jahre 1836 die Fabrikanten Iselin die Erlaubnis zur Errichtung einer mechanischen Baumwollspinnerei und -weberei in Schönau erhalten. Im Jahre 1841 wird nach vollendetem Bau die Arbeit aufgenommen. Von Dietrich Iselin erbaut, führt das Unternehmen die Firma Bölger, Iselin & Co.

---

[37]) Vergl. Dietz, Rudolf: Die Gewerbe im Großherzogtum Baden. Ihre Statistik, ihre Pflege, ihre Erzeugnisse. Karlsruhe 1863.

[38]) Mangold, F. und Sarasin, H. F.: Industrie-Gesellschaft für Schappe. Entstehung und Entwicklung 1824—1924. 1924.

[39]) Es scheint sehr ungewiß, ob in den ersten Jahren tatsächlich eine Baumwollspinnerei eingerichtet war. In der Statistik werden keine Spinnmaschinen erwähnt, und auch sonstige Hinweise fehlen.

(1841), später Iselin & Cie. Es scheint also ein Schwesterunternehmen der Firma Bölger in Zell zu sein.

Nach dem Brand im Jahre 1844 wird das Werk erweitert aufgebaut und 2 Jahre später mit der Produktion wieder begonnen. Merkwürdig ist, daß hier, im Gegensatz zu Zell, der geschlossene Fabrikbetrieb und die mechanische Produktionsweise gewählt wird. Es sind im Jahre 1849 200 mechanische Webstühle aufgestellt, 1862 bereits deren 310 und es werden beschäftigt:

Jahr	m.	w.	K.	zus.
1841	70	100	20	190
1852	80	136	14	230
1862	185	280	—	465
1869	—	—	—	441

Ganz deutlich ist hier wieder die außerordentlich starke Verwendung der billigeren weiblichen Arbeitskraft zu ersehen. Im Laufe der Jahre wird der Betrieb immer weiter ausgebaut, insbesondere auch die Kraftanlage erweitert. Jährlich werden 5 000 Ztr. Garn produziert und außerdem 50 000 Stück für die inländischen Kattundruckereien bestimmte rohe Tücher.[40])

Bei diesem Unternehmen können wir ganz klar all die Nachteile feststellen, die mit dem Eindringen des konzentrierten Großbetriebes in die rein bäuerliche Sphäre verbunden sind. Ein Bezirksamtsbericht vom Jahre 1857 gibt darüber Aufschluß:

Die Iselin'sche Fabrik ist die einzige im Kirchspiel Schönau mit seinen 4 116 Einwohnern. Die Arbeit in der Fabrik ist sehr anstrengend und dauert von morgens 5 Uhr bis abends 8½ oder 9 Uhr. Die Arbeiter aus den Nebenorten müssen schon um 3 oder ½4 Uhr aufstehen und kommen erst 11 Uhr nachts heim. Die Arbeiterschaft ist nicht eine „fluktuierende Klasse, wie im vorderen Wiesental, die von der Ferne herkommen und nach ihrer Laune wieder abziehen, sondern es sind meist Söhne und Töchter aus den benachbarten Kirchspielgemeinden, die sich früher mit der einträglichen Handweberei beschäftigten und die mit einem Teil der Familie zu Hause ihr Gütchen noch umtreiben und an die Scholle gebunden sind. Sie arbeiten billiger und sind die bescheidensten im ganzen Land." (Akten GLA.) Iselin zahlt viel weniger Lohn als die Fabrikanten in Zell und im unteren Wiesental.[41]) Die fremden Arbeiter müssen höher bezahlt werden. Viele Einheimische arbeiten auswärts, d. h. dort, wo sie besser bezahlt werden, und es stehen bei Iselin zur Zeit viele Stühle still. Um den Arbeitslohn diktieren zu können, hat Iselin die Liegenschaften längs der Wiese gleich anfangs gekauft, damit kein anderer Unternehmer einen Gewerbekanal für einen Betrieb anlegen kann. Die Arbeiter werden über die Maßen ausgenützt, besonders die schulpflichtigen Kinder. Polizeistrafen schaffen keine Abhilfe. Durch Drohung mit Entlassung gelingt es dem Fabrikanten, die Arbeiter einzuschüchtern. Eine weitere Schattenseite der Fabrik ist die mit dem herbeigezogenen fremden Arbeiter sich einstellende Unsittlichkeit.[42])

Erst in den 40er Jahren kommt wieder ein neues Unternehmen zustande, die Gründungswelle ist abgeebbt. Der Verwalter des Bölger'schen Unternehmens in Zell, Samuel

[40]) Eine in Schönenbuchen errichtete Filiale mit 115 Arbeitern scheint an A. von Herrmann übergegangen zu sein.

[41]) Nach andern Akten beträgt die Differenz ca. 33%.

[42]) Zum Schlusse wird der freien Konkurrenz das Wort geredet. Konkurrenz müsse sich heute jeder Fabrikant gefallen lassen, der mit seinen Maschinen schon längst den Handwerker überflügelt und diesen selbst zu seinem Diener gemacht habe.

Lanz aus dem Kanton Bern errichtet im Jahre 1842 eine Baumwoll- und Halbwollweberei in Zell. Er stellt etwa 133 Handwebstühle auf und beschäftigt in den Wohnungen

Jahr	m.	w.	K.	zus.
1843	56	65	20	141
1849	52	78	—	130
1854	40	60	—	100

Außerdem arbeiten in der Fabrik etwa 10 Arbeiter, die mit dem Umspulen des Garnes usw. beschäftigt sind.

Mit dem Niedergang der Handweberei in den 50er Jahren erlahmt die Lebenskraft dieses Unternehmens nicht. Vielmehr sucht sich der Unternehmer neue Arbeitskräfte und findet diese in den Seitentälern der Wiese. In den Jahren 1852/53 legt Samuel Lanz unter Ausnützung der Wasserkraft des Ankenbaches in Rohmatt eine mechanische Weberei an. Seine Fabrik liegt damit in einem Gebiet, in dem eine zahlreiche Bevölkerung sich nur durch Nebenverdienst erhalten kann, in dem bisher in jedem Haus die Handweberei heimisch war. Die neue Arbeitsstätte liegt gewissermaßen im Zentrum der Orte Häg, Ehrsberg, Sonnenmatt, Altenstein, Rohrberg usw., verbindet die Nähe von reichlichen und deshalb billigen Arbeitskräften mit vorhandener Wasserkraft und geschützter Lage im Tale.

Jahrzehntelang in allen Häusern ausgeübte Handweberei bietet die Möglichkeit, schon angelernte Fabrikarbeiter zu bekommen und gleichzeitig, unter Benutzung der überall aufgestellten Handwebstühle, die Produktion bei Bedarf rasch auszudehnen und wieder einzuschränken, wobei Hungerlöhne dem Fabrikanten noch einen Verdienst lassen und andererseits selbst der geringste Lohn bei der herrschenden Not von den Handwebern noch als Geschenk des Himmels angesehen wird. Die Weberei in Rohmatt umfaßt im Jahre 1853 84 mechanische Webstühle, 10 Jahre später bereits 200. Die Arbeiterzahl steigt in diesem Jahrzehnt von 61 auf 145. Mit der Ausweitung der mechanischen Weberei ist im Jahre 1863 die Errichtung einer Baumwollspinnerei direkt an der Gemarkungsgrenze Rohmatt-Mambach verbunden. Für den Standort dieser Fabrik — ganz außerhalb eines geschlossenen Ortes — scheint die Nähe des Stammbetriebes in Rohmatt maßgebend gewesen zu sein, weiter die Möglichkeit zur Benutzung der Wasserkraft und dann die relativ geringe Entfernung der Wohnorte der Arbeiter. Im Jahre 1869 sind in der Weberei 101, in der Spinnerei 114 Arbeiter beschäftigt. Das Büro und die Leitung des Unternehmens bleibt in Zell. Von dort aus erfolgt auch der Versand.

Die Geschichte aller dieser Unternehmen beweist, daß die Industriegründungen im Wiesental nach 1836 zu Unrecht als reine „Defensivgründungen" hingestellt werden. Vielmehr spricht alles dafür, daß die Beweggründe für die Niederlassung in ganz rationalen Erwägungen über die damit verbundenen großen Vorteile zu suchen sind. Der rasche Ausbau und die schnelle Ausdehnung der vorhandenen Betriebe zeugt von der erwarteten günstigen Entwicklung.

Außer den genannten Gründungen bringen die 40er Jahre mehr ein Sichern und Ausbauen der bereits geschaffenen Position. In den 50er und auch noch 60er Jahren vollzieht sich dann eine grundlegende Umgestaltung der Wirtschaftsstruktur des Wiesentales. Schritt für Schritt dringt die Industrie vor. Die Handweberei hält sich nur noch in einzelnen fernab liegenden Ortschaften. Schon beginnt auch in verstärktem Maße die teilweise Loslösung der landwirtschaftlichen Bevölkerung von der Scholle, die ja sowieso nicht zur Ernährung hinreicht.

Im Anschluß an die im Wiesental bereits reichlich vorhandene Textilindustrie entsteht im Jahre 1850 in Rötteln eine Kattundruckerei als Filiale der Firma Dollfuß, Mieg u. Co., eines der ältesten Unternehmen im benachbarten Elsaß. Bereits bei der Gründung werden 3 Druckmaschinen aufgestellt. Es sind dort beschäftigt:

Jahr	m.	w.	K.	zus.
1852	95	9	7	111
1862	131	25	—	156

Der Absatz dieses Unternehmens geht weit über die Grenzen des Zollvereins hinaus in überseeische Länder. Mit dem gewaltigen Köchlin'schen Unternehmen aber kann die Rötteler Firma nicht konkurrieren, und sie geht um 1864 an Köchlin, Baumgartner u. Co. über. In Rötteln wird dann eine Handdruckerei mit 500 Arbeitern eingerichtet.

Im Jahre 1852 erfolgt die Umwandlung der seit 1814 bestehenden Singeisen'schen Hammerschmiede in Fahrnau (mit 5 Arbeitern) in eine mechanische Baumwollweberei. Darin werden nun beschäftigt:

Jahr	m.	w.	K.	zus.
1852	15	25	—	40
1854	11	34	—	45
1862	18	28	—	46

Alle die Gründungen im 6. und 7. Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts haben meist keine größere Bedeutung, sofern sie nicht eigentliche Filialgründungen schon bestehender Textilbetriebe sind. Im Jahre 1858 erlangt Johann Vonkilch — Glaser von Basel, wohnhaft in Aarburg, die Konzession zur Errichtung einer chemischen Bleiche und Färberei in Brombach[43]) Die Gründung einer solchen Veredelungsanstalt war infolge der zunehmenden Produktion von Baumwollstoffen zum Bedürfnis geworden. Im Jahre 1862 sind in der Bleicherei 12 und in der Färberei 2 Arbeiter beschäftigt.

In Schopfheim gründet 1857 Bartlin Pflüger eine mechanische Weberei für Callicots, verbunden mit chemischer Bleiche. Er stellt 40 Webstühle auf und beschäftigt 25 Personen.

Mitte der 60er Jahre wird in Lörrach die Mechanische Baumwoll- und Halbwoll-Weberei von W i l h e l m C o n r a d mit 200 mechanischen Webstühlen und den nötigen Hilfsmaschinen gegründet und beschäftigt etwa 120 Arbeiter, wovon 75% weiblichen Geschlechts sind. Absatzgebiet ist ausschließlich Deutschland.

Im folgenden Jahr (1867) legt Max Seitz den Grund zu einer Weberei in Langenau, die im Jahre 1870 an die Gebrüder Friedrich und Wilhelm Cleis (Leupold u. Cie.) übergeht.[44])

Daneben bleiben nur noch einige ganz kleine Unternehmen in der Baumwollindustrie zu erwähnen. In Todtnau stellt seit 1848 Benedict Burkhart Baumwollwatte her, und Wilhelm Gerhardt beschäftigt dort 50—60 Personen in der Handweberei. Im Jahre 1856 wird diese Handweberei in eine mechanische Weberei umgewandelt und im Jahre 1863 eine solche von O. Wolf neu gegründet mit etwa 40 Arbeitern. In Todtnauberg hatte Klemens Schmidt bereits im Jahre 1832 die Handweberei angefangen und beschäftigt nach 30 Jahren noch 18 Handweber. In Schönau läßt Emil Schweickhard seit 1853 Baumwollbänder herstellen und Heinrich Heller von Than, früher Direktor der Iselin'schen Fabrik, erhält 1847 die Erlaubnis, eine Baumwoll-Handweberei einzurichten. In Adels-

[43]) Vonkilch war früher Buchhalter in der Großmann'schen Fabrik.
[44]) Eberlin: Geschichte der Stadt Schopfheim, Seite 177.

berg bei Zell stellt Samuel Wölchli von Brittenau (Aargau) im Jahre 1856 einige Jacquard-Stühle auf in der Hoffnung, damit der Handweberei eine neue Entwicklungsmöglichkeit geben zu können.

Wollverarbeitung.

Die große Entwicklung in der Wiesentäler Industrie liegt also auf dem Gebiet der Baumwollverarbeitung. Ihr gegenüber tritt die Wollindustrie ganz zurück. Das einzige bedeutende Unternehmen [45]) ist das der Firma vom Hove & Cie. in Lörrach. Hove, aus Rheinpreußen stammend und Bürger von Basel, war bei der Gründung der Brombacher Tuchfabrik beteiligt und gründet nach Auflösung jener Handelsgesellschaft in Lörrach im Jahre 1838 ein selbständiges Unternehmen. Darin werden beschäftigt.

Jahr	m.	w.	K.	zus.
1840	15	13	10	38
1841	12	14	11	37
1849	36	24	60	120
1852	45	19	45	109
1862	—	—	—	50
1869	—	—	—	90

In diesem Zeitraum steigt die Spindelzahl von 720 auf 1050, dagegen geht die Zahl der Webstühle von 85 auf 12 herunter. Im Jahre 1856 übernimmt vom Hove die Fabrik auf alleinige Rechnung, tritt aber in den 60er Jahren zurück, und Basler Geldgeber bekommen das Unternehmen in ihre Hand. In diesen Jahren wird auch ein neues großes Fabrikgebäude errichtet. Noch 1870 dauert der gute Geschäftsgang an. Der Betrieb umfaßt nicht nur eine Wollweberei, sondern angeschlossen sind auch Spinnerei, Vorwerk, Färberei, Druckerei und Ausrüstung. Als einzigem Unternehmen dieser Art im Wiesental hat sich bei ihm die vertikale Konzentration notwendig gemacht.

Seidenverarbeitung.

Nur schwer hatte in der Zeit der Hochblüte der Baumwoll-Hausindustrie die Verarbeitung der Seide im Wiesental Eingang finden können. Erst in den Zeiten des Niedergangs und völligen Fehlens der Baumwoll-Hausindustrie griff man gerne zur Seidenverarbeitung; doch auch damals war ihre Bedeutung im ganzen gering.

Gerade bei der Seidenindustrie hat der Anschluß an den Zollverein einen gewissen Einfluß auf die Standortswahl im Wiesental ausgeübt; bildeten doch die Seidenbänder und Seidenstoffe einen wichtigen Teil der im Badischen getragenen Trachten [46]), und um diesen Absatz nicht zu verlieren, setzt sich sofort die Seidenindustrie der Schweiz im benachbarten Wiesental fest, wenn auch anfangs erst nur in kleineren Unternehmungen. Meist sind es, wie schon früher, Basler Seidenbandfabrikanten, die sich hier niederlassen.

Bereits im Jahre 1834 haben die Bandfabrikanten De Bary und Bischoff von Basel um Erlaubnis zur Errichtung einer mechanischen Seidenfabrik nachgesucht und diese erhalten. Zu diesem Zwecke haben sie sich in Haagen, Steinen und Lörrach Grundstücke mit Wasserrecht erworben, diese aber bei der Ansiedelung der Baumwollfabriken günstig losgeschlagen, sodaß das Bezirksamt hierin eine plumpe Konzessionsspekulation vermutete;

---

[45]) 1853 erhalten die Zaeslin u. Falkeisen von Basel die Konzession für eine Kunstwollfabrik, über deren Schicksal nichts näher bekannt ist.

[46]) Weh, Max: Die Landesgrenze als Standortsfaktor, in Heft 4 „Zur Theorie der Staatswissenschaft und Besteuerung". Herausgegeben von H. Ritschl, Seite 31.

demgegenüber machten die Fabrikanten geltend, daß die mechanische Maschine für die Seide noch ein Geheimnis sei; der Bau müsse also vorerst unterbleiben. Bis zum Jahre 1837 sind die bisher gemachten Versuche zur Gründung von Seidenfabriken in Steinen, Zell, Schopfheim und Hausen nicht günstig ausgefallen, und die in diesen Orten aufgestellten 28 Webstühle werden auf 6 reduziert.

Dagegen kommt es tatsächlich im Jahre 1838 zur Errichtung einer Seiden-, Floret- und Baumwollen-Bandfabrik in Lörrach mit 22 Arbeitern durch die Fabrikanten Emanuel Herzog und Heinrich Waldner von Basel. Gleichzeitig etabliert sich die Firma Wilhelm Schulz & Sohn mit 16 Webstühlen für Seidenzeuge und mit 10 Arbeitern. Die Fabrikanten Trautvetter & Co. in Lörrach lassen im Jahre 1841 auf 40 Stühlen Seidenzeuge weben (1837 gegründet), und Burckhard & Kern in Lörrach produzieren auf 39 Webstühlen Seiden- und Floretseidenbänder. Alle diese Unternehmen gehen, kaum gegründet, wieder ein. Erst gegen Ende der 40er Jahren entsteht in Stetten dann wieder ein Unternehmen der Seidenindustrie. Die Seidenweberei des J. Jenny arbeitet dort seit 1849 mit 4 mechanischen Webstühlen und 6 Arbeitern und wird mit gleicher Stuhlzahl noch 1852 erwähnt. Es werden Seidenbänder hergestellt. Im gleichen Jahr produziert im benachbarten Inzlingen die Firma Kern u. Sohn mit 15 Arbeitern ebenfalls Seidenbänder. Ebenso beginnt Albin Behringer im Jahre 1850 in Wieden eine Seidenzwirnerei mit 9 Arbeiterinnen.

Erst mit der Einführung der Dampfkraft und mit der Mechanisierung der Produktionsweise erfolgen dann seit Mitte des Jahrhunderts die Gründungen von größeren Seidenfabriken.

Der weitaus bedeutendste Betrieb sollte die Florettspinnerei in Zell werden, die im Anschluß an die Bölger'sche Baumwollweberei entsteht. Bereits im Jahre 1846 beginnt Bölger, neben der Baumwollweberei die Hausfloretseidenspinnerei aufzunehmen. Sechs Jahre darauf erlangen Christian Ringwald,[47] Bürger von Emmendingen, wohnhaft in Zell, und Markus Bölger Sohn, Bürger von Basel, welcher seit 1842 die Baumwollweberei seines Vaters betreibt, die Konzession zur Errichtung einer Floretseidenspinnerei. Die Spinnerei wird sofort gebaut, der Gewerbekanal erweitert, eine Dampfanlage eingebaut und die Arbeit mit den neuesten Kämm- und Spinnmaschinen begonnen. Die Wasserkraft liefert 50 PS. Die hergestellten Schappegespinste werden zu Westen-, Damenkleider- und Möbelstoffen, hauptsächlich im Auslande, verarbeitet. Im Jahre 1862 werden 13 männliche und 177 weibliche Arbeiter beschäftigt, und 7 Jahre später hat sich die Arbeiterzahl auf 400 verdoppelt. Dabei bekommen noch einige Heimarbeiter Verdienst. Der Betrieb selbst hat keine große räumliche Ausdehnung. Da nur wenige Maschinen aufgestellt sind, muß Tag und Nacht in zwei Schichten zu je 12 Stunden gearbeitet werden, das heißt, der Betrieb ist von Sonntag-Nacht 12 Uhr bis Samstag-Nacht 12 Uhr ohne Unterbrechung im Gange.

Im Jahre 1862 wird eine ärztliche Untersuchung über die mit der Betriebsart verbundenen Gesundheitsschäden für die Arbeiterinnen vorgenommen. Es wird angeregt, die Nachtarbeit für Mädchen unter 18 Jahren zu verbieten und Vorkehrungen gegen die die Gesundheit der Arbeitenden gefährdende übermäßige Staubentwicklung in der Fabrik zu treffen. — Die Krise der 70er Jahre wirkt sich dann auf den Betrieb sehr nachteilig aus.

In Lörrach wird im Jahre 1859 durch die Ratsherren Karl Sarasin und Rudolf Sarasin-Stehlin eine Filiale der Basler Seidenbandfabrik Sarasin u. Cie. gegründet. Der Fabrikbau wird 1860 fertiggestellt und der Betrieb im Januar 1861 mit 108 Arbeitern aufgenommen. Gleichzeitig werden noch 10 Heimarbeiter beschäftigt. Insgesamt sind

[47]) Schwiegersohn des Markus Bölger-Huber (Vater).

70 mechanische Seidenbandwebstühle aufgestellt, und um 1870 hat sich die Arbeiterzahl auf 189 erhöht. In dieser Zeit wird in Lörrach auch eine weitere Seidenbandfabrik, Bischoff u. Söhne, mit 130 Arbeitern erwähnt, und im Jahre 1870 wird die Firma August Engisch & Co. in Lörrach gegründet. In Schopfheim entsteht 1862 eine Seidenspinnerei von Johann Jakob Schölli & Sohn aus Basel; diese geht aber 1868 wieder ein.

Es bleibt nun nur noch ein Unternehmen in der Seidenindustrie zu erwähnen: Die Florettseidenspinnerei in Hausen. Nach dem Eingang des dortigen Eisenwerkes steigert Fabrikant Karl Wilhelm Grether von Schopfheim dieses für die offene Handelsgesellschaft Gottschalk & Grether, mechanische Baumwollspinnerei in Schopfheim. Nach Errichtung der Fabrik im Jahre 1870 wird in der Hauptsache für Krefeld gefäult, gekämmt, gesponnen und gezwirnt.[48])

III. Hausindustrie und soziale Lage.

Es war die Textilindustrie, die das wirtschaftliche Leben des Wiesentales und die soziale Lage der Bevölkerung grundlegend umgestaltet hat. Deshalb ist es angebracht, einen Blick auf diese Wandlungen zu werfen: Wandlungen, die vor allem in naher Beziehung stehen zu der Textil-Hausindustrie als wichtigstem Faktor in dieser Entwicklung. Die bereits aufgezeigte, in den 30er Jahren einsetzende erneute Industrieansiedelung im Wiesental hat auch der Textil-Hausindustrie, insbesondere der Baumwollhandweberei, einen großen Auftrieb gebracht. Schon 1836 kann die Kreisregierung feststellen, daß die Fabriken sogar bis zum Fuße des Feldbergs vorgedrungen sind, daß viele tausend Hände mit dem „nicht zünftigen“ Weben von Baumwollgarnen und dem Kämmeln von Floretseide im Wiesental beschäftigt sind. Deshalb verfügt im folgenden Jahre die Regierung, daß die Hausweberei frei sei von jedem Zunftzwang und daß es jedem gestattet sei, in seinem Hause einen oder mehrere Webstühle aufzustellen und leinene und baumwollene Zeuge zu weben; daß dagegen nur die zünftigen Meister dieses Gewerbes für Kunden und durch Gesellen betreiben lassen dürfen. Während im übervölkerten oberen Wiesental die hausindustrielle Baumwollweberei Heimatrecht hat, gehört sie im unteren Tale zu den Seltenheiten und muß erst angelernt werden, zumal bei dem großen Mangel an Taglöhnern; da die im Taglohn arbeitenden Leute doppelt soviel verdienen, als sie bei mangelnder Einrichtung und fehlender Gewandtheit durch die Hausweberei sich erwerben können (Akten GLA). Dagegen nimmt seit der Gründung von Seidenfabriken in Lörrach die Seiden-Hausweberei im unteren Tale bei den bestehenden Zollverhältnissen einen gewissen Aufschwung. Oberhalb Zell beschäftigen sich im Jahre 1838 mit der Baumwollhausweberei

a) zum Verkauf 122 Hausweber
305 Hausweber.

Diese verteilen sich in der Hauptsache auf folgende Orte: [49])

	a	b		a	b
Adelsberg	2	25	Schlechtnau	—	7
Böllen	—	16	Schönau	—	18
Brandenberg	6	—	Tunau	—	17
Ehrsberg	—	64	Todtnauberg	75	—
Häg	—	94	Utzenfeld	—	8
Pfaffenberg	15	—	Wieden	—	20
Präg	12	—	Zell	—	21

[48]) Mangold, F.: Industriegesellschaft für Schappe, Seite 148.
[49]) Es bedeuten: a = selbständig, b = unselbständig.

Soweit die Produkte der Hausweberei nicht schon bei Fabrikanten Absatz finden, werden sie als gesetzlich begünstigte „Schwarzwälder Waren" auf dem Hausierwege abgesetzt, müssen aber vorher dem Amt zur Stempelung vorgelegt werden. So erteilt im Jahre 1838 das Amt Schönau etwa 1500 bis 2000 Hausiererlaubnisse bezw. Hausiererneuerungen, allerdings auf beschränkte Zeit (Akten GLA).

In der Todtnauer Gegend beschäftigt sich auch ein großer Teil der weiblichen Bevölkerung, besonders alte und gebrechliche Frauen, mit dem Winden und Zwirnen von baumwollenen Strickgarnen und dem Stricken von Strümpfen. Das Winden ist eine leichte Handarbeit, das Zwirnen dagegen geschieht mit Maschinen, die von Hand oder auch von mechanischen Kräften getrieben werden. Die zwei Todtnauer Strickgarnfabriken oder die dortigen Garnhändler liefern das rohe Garn zum Verarbeiten in die Häuser, und vielfach besorgen dann die Hausierer der Strickgarne und Strümpfe deren Ausrüstung mit Hilfe ihrer Familie selbst. In Massen kommen diese Hausierer auf die Wochenmärkte in den Städten, verkaufen ihre Waren, kaufen Lebensmittel und andere Waren und verkaufen diese Lebensnotwendigkeiten in der Heimat auf den zerstreut liegenden Höfen (Akten GLA).

Diese Hausierer mit Baumwollwaren, Strickwaren, Bürsten, Zunder übersteigen in ihrer Zahl bei weitem die Produzenten. Im Jahre 1846 z. B. umfassen die Gemeinden Brandenberg, Todtnau, Todtnauberg, Aftersteg, Schlechtnau und Muggenbrunn zusammen 707 Familien (3 500 Einwohner) und 338 „Gewerbsgehilfen"; dabei ernähren sich 56 Familien und 40 Gewerbsgehilfen mit der Produktion der Waren und 249 Familien und 90 Gewerbsgehilfen (also nahezu die Hälfte der Bevölkerung) mit dem Verschleiß durch Hausieren (Akten GLA). Immer mehr aber wird die Baumwollhausweberei zurückgedrängt. Ende der 40er Jahre werden nur noch wenige selbständige Baumwollhausweber erwähnt; meist sind sie bereits in Abhängigkeit von den Fabrikanten geraten. In diese Situation hinein kommt dann die Mißernte von 1847/48, kommt der Hunger, besonders in den Bergorten, wo früher ein Großteil der Bevölkerung sich sein Brot mit der Hausweberei verdient hatte. In den landwirtschaftlichen Zwergbetrieben mit den überstarken Familien mußte gerade die Fehlernte bei den Kartoffeln — der Haupt- und oft neben der Milch einzigen Nahrung — sich wirklich katastrophal auswirken. Alle Maßnahmen der Regierung, sei es die Errichtung von Suppenanstalten, sei es Geldhilfe, sei es Austeilung von Saatgut und Lebensmitteln, helfen da nur wenig. Bald setzt in bis jetzt nicht bekanntem Ausmaße die Auswanderung ein. In den Berggemeinden des oberen Wiesentales und in den Gemeinden des kleinen Wiesentales sind es durchschnittlich 20—30% der Bevölkerung, die auf Kosten der Gemeinden und des Staates auswandern wollen. Wenn auch bei weitem nicht alle tatsächlich die Heimat verlassen haben, so kommt doch die Auswanderung nach Amerika und die Abwanderung in die Städte des vorderen Wiesentales und in die benachbarte Schweiz einem Aderlaß am sozialen Körper gleich: Ein letzter Ausweg in diesem Niedergang.

Die Akten geben ein erschütterndes Bild von der sozialen Not. Die Kleinbauern sind verschuldet. In Ehrsberg müssen innerhalb zwei Jahren etwa 30 (von insgesamt 112) Familien ihren Besitz verkaufen, und damit entsteht ein besitzloses Landproletariat. Vielfach werden die kleinen Güter von vermögenden Bauern zu einem Spottpreis aufgekauft, und diese Grundbesitzer sind es dann auch, die ihrerseits außerordentliche Holzhiebe vorschlagen, um damit der Gemeinde die Mittel zur Finanzierung der Auswanderung zu verschaffen. Die Tendenz geht teilweise dahin, daß die reicheren Bauern ihren Besitz noch vergrößern und daß andererseits namentlich die Kleinbauern und Kleingewerbetreibenden verarmen. Die Versteigerung der kleinen Güter wird wohl oft jahrelang hinausgeschoben. Das hat zur Folge, daß die notleidende Landwirtschaft kaum noch Kredit

bekommt, den früher auch Basler Geldgeber gewährt haben. Der Absatz der Agrarprodukte nach Basel, das bisher vom Wiesental aus versorgt wurde, stockt mit dem Augenblicke, wo mit dem Bau der Eisenbahnen die Produkte des Kaiserstuhles und der Rheinebene sich den Basler Markt erobern. Infolge der allgemeinen Not werden vielfach in den Gemeinden wieder Fronden eingeführt, um hierdurch eine weitere Verschuldung gegenüber der Gemeinde zu verhindern. Nachdem infolge der Fruchtbarkeit in den 1830er Jahren bei relativ hohen Preisen der landwirtschaftlichen Produkte und bei noch gut gehender Hausindustrie sich die Leute an einen verhältnismäßigen Wohlstand gewöhnt hatten und anstatt der „einfachen Kleidung nun Baumwollen- und Wollenstoffe mit greller Farbe tragen", fällt es sehr schwer, von diesem Lebensstandard abzugehen. Vielfach werden, nur um den Leuten Arbeit zu geben, Wegbauten und Waldarbeiten von der Gemeinde in Angriff genommen und die Arbeitslosen gegen geringen Lohn beschäftigt. Oft wird, um Brotgetreide kaufen zu können, die letzte Kuh verkauft, und infolge des völligen Ausbleibens der Kartoffelernte können auch Schweine nicht mehr aufgezogen werden.

Zur allgemeinen Not dieser Jahre kommen noch Krankheiten infolge ungenügender Ernährung und teilweise fehlender Bekleidung hinzu, und gleichzeitig wird eine allgemeine „Entsittlichung" festgestellt und tief beklagt. Unter dem land- und verdienstlosen Volksteil nimmt die Zahl der unehelichen Geburten infolge fehlender Heiratsmöglichkeit und mangelnden Verantwortungsbewußtseins außerordentlich schnell zu. Es werden zum Beispiel in einem Orte des oberen Wiesentales ledige Frauenspersonen mit 7, 5 und 4 unehelichen Kindern auf Gemeindekosten nach Amerika abgeschoben. Dazu kommen noch die überall gärenden politischen Ideen, obwohl der ererbte, patriarchalische Charakter des Bauern hier einen Hemmschuh gegen alles Revolutionäre bildet. Neben dieser Loslösung von allem geschichtlich Gewordenen, neben dieser in der Not wurzelnden, leichtsinnigeren Lebensweise verlieren sich religiöse Bindungen und Hemmungen. Anstelle der vom religiösen Empfinden getragenen Zufriedenheit mit dem Geschicke tritt nun schon die Forderung an den Staat, Abhilfe zu schaffen, und gleichzeitig verbindet sich in den 48er Jahren damit, wie fast immer in den Zeiten der Not und des Umbruchs, der Glaube, daß alle Schulden nachgelassen werden wie im Revolutionsjahr 1789 in Frankreich (Akten GLA).

Diese katastrophale Not liegt in der Hauptsache begründet in dem Zusammentreffen der Mißernten mit dem Absterben der Textil-Hausindustrie, die bisher die überstarke Bevölkerung ernährt hatte; deshalb auch die Versuche, der Hausindustrie mit allen Mitteln einen neuen Auftrieb zu geben.

Der Grund für den Niedergang der Hausindustrie liegt nicht allein in dem plötzlichen Aufhören der Handweberei, sondern vielmehr in der durch das Emporblühen der Fabriken herabgedrückten Entlohnung der Hausweber. Waren noch in den 1840er Jahren in Wieden zum Beispiel 30—40 Handweber beschäftigt bei einem täglichen Verdienst von mindestens 1 fl 30 kr, so können diese Leute in den Hungerjahren mit einem Verdienst von 36 Kreuzern nicht mehr auskommen und geben oft lieber die Beschäftigung auf. Bei der schwierigen Lage und infolge vieler Verluste zeigen die Fabrikanten immer weniger Lust, neue Kapitalien in der Hausindustrie zu investieren. Auf der anderen Seite beschäftigen sich zuviel Leute mit dem Hausieren, wodurch der Gewinn des selbständigen Hauswebers immer mehr sinkt und der Erlös nicht mehr zur Anschaffung neuer Produkte hinreicht. Gleichzeitig erschwert der eidgenössische Zoll den Hausierern den Absatz ihrer Waren in der Schweiz. Ueberdies sind zahlreiche „Gewerbsleute auf dem Land, die in der Regel keine große Geschicklichkeit besitzen" nicht mehr in der Lage, auf dem erlernten Gewerbe den Unterhalt zu finden.[50]) Teilweise wird eine Gewerbeordnung verlangt, die den Arbeiter

[50]) Besonders zünftige Handweber und Nagelschmiede. Auffallend ist auch, wie gerade unter den Auswanderern sich sehr viele Landhandwerker befinden.

vor neuen Lohnabzügen schützen soll. Vor allem wird auch gefordert, daß die vielen ausländischen Arbeiter zu Gunsten der arbeitslosen Inländer aus den Fabriken entlassen werden. Interessant ist auch die Forderung an die Regierung, daß im ganzen Zollvereinsgebiet eine Abgabe erhoben werden soll, mit deren Ertrag dann in Amerika und Australien durch die Vereinsstaaten Land gekauft werden könne zur Besiedelung durch diese verarmte, überschüssige Bevölkerung.

Am schlimmsten wirkt sich das Absterben der Hausindustrie in den früheren Zentren Todtnauberg, Wieden, Ehrsberg und Häg aus. In Todtnauberg erklären sich die kleinen, früheren Fabrikanten nur dann im Stande, die Hausweberei weiter zu führen, wenn sie Staatsunterstützung erhalten zum Weiterbetrieb der etwa 100 Stühle. Es wird alles versucht, um den Leuten wieder Arbeit und Brot zu geben, doch sind die Löhne zu niedrig. So wird geklagt, daß der Lohn der in der Schönauer Fabrik arbeitenden Leute nicht einmal für die Kost hinreiche.

In Ehrsberg richtet man einen Nebenbau der Schule für Webstühle des Albert Köchlin von Zell ein. Doch die Fabrikanten haben Bedenken, „weil im Sommer weniger gearbeitet wird, und weil die Fabrikate auf den Handstühlen den auf Wasser- und Regulateurstühlen nicht gleichwertig sind". Ein Handweber produziere jährlich nur 180 fl Waren, ein Fabrikweber dagegen für 2000—3000 fl, denn dieser könne zwei Wasserstühle bedienen. Auf Samuel Lanz setzt man dann mehr Hoffnungen, und tatsächlich arbeiten im Jahre 1853 für Lanz 18 Weber und viele Spuler.

Seit Februar des gleichen Jahres finden einige Leute (besonders Frauen und Kinder) durch Seidenkämmelei für Bölger u. Ringwald von Zell wieder geringen Verdienst, der immerhin den der Baumwollweber noch übersteigt. Ein Hausweber verdient täglich 16 kr, während ein 4-Pfünder Schwarzbrot 25—26 kr kostet.[51]) Junge Mädchen, die in ihren Wohnungen der Seidenkämmlerei obliegen, haben einen dauernden Verdienst von 12—20 kr täglich, bei der Baumwollweberei dagegen treten oft noch Unterbrechungen in der Beschäftigung ein. Warum sich wundern, wenn dann im folgenden Jahre Handweber, Seidenkämmler, wie auch Fabrikweber über diesen Hungerlohn klagen, der nicht für einen Menschen hinreiche, von dem aber eine ganze Familie leben soll! Andererseits können die am Eisenbahnbau bei Haltingen, in der Schweiz und im Elsaß beschäftigten Familienväter für ihre Familien nur wenig erübrigen. Sehr viele Mädchen verlassen ihre Heimat und dienen in der Schweiz, besonders in Basel, wo sie sich auch in vielen Fällen verheiraten (GLA).

Mit dem Jahre 1856 scheint die größte Not überwunden zu sein, und demgemäß tritt die Bedeutung der Hausindustrie als Verdienstmöglichkeit etwas zurück. Das absolute Ende der Baumwollhausweberei ist aber noch nicht gekommen. Noch fertigen in diesen Jahren auf den Landorten Baumwollweber ihre Baumwollstoffe, die sie selbst verhausieren oder an Händler absetzen bezw. dem Fabrikanten liefern. „Die meisten noch vorhandenen Hausweber sind nichts anderes als eigentliche Fabrikarbeiter" (Akten GLA). Sie sind für den Fabrikanten eine gute Aushilfe. Wenn die Fabriken die Bestellungen nicht alle ausführen können, lassen die Fabrikanten die Hausweber für sich arbeiten. „Die Kunstfertigkeit des Baumwollwebens ist ja überall so einheimisch, daß an manchen Orten fast jedes Mitglied des Hauses den Handwebstuhl zu bedienen weiß" (Akten GLA). Die in den 50er Jahren neu entstehenden Fabriken haben in diesen Handwebern gelernte Arbeitskräfte. Während die Textilprodukte der Wiesentäler Fabriken nicht verhausiert werden dürfen, gilt der im oberen Wiesental viel gewobene „Kölsch", zu dem der Fabrikant das gefärbte Garn liefert, als „Schwarzwälder Erzeugnis" und wird durch Hausierer abgesetzt.

[51]) Bei 570 Einwohnern hatte Ehrsberg damals noch keinen Bäcker im Dorfe selbst.

Noch im Jahre 1870 wird die „Zeugleweberei“ in einigen abgelegenen Orten des oberen Tales betrieben. In Ehrsberg sind damit 121 Personen beschäftigt, die das Garn durch Vermittlung eines Fergers der Firma Forcart in Zell (früher Bölger u. Ringwald) erhalten. Der Verdienst pro Tag beträgt im Sommer 44, im Winter 40 kr. In Häg treiben nur noch „ein paar alte Weiber“ die Handweberei (Akten GLA).

Einige Bedeutung hat die „Zeugleweberei“ auch in Wieden, wo im Jahre 1870 noch 36 Zeugleweber tätig sind, bei einem täglichen Verdienst von 16 kr. Obwohl 10 Jahre vorher der Lohn noch höher war, herrscht der Glaube, daß kein anderer Erwerbszweig mehr abwerfe. Bei „dem beschränkten Gesichtskreis“ sind die Einwohner — voreingenommen gegen alles Fremde und Neue — damit zufrieden, da nur wenige in der Fremde gewesen sind.[52]) Diese Isoliertheit beschränkt sich natürlich nicht nur auf das Wirtschaftliche. Noch wird dort die althergebrachte Kleidung getragen, noch ist sie nicht modernisiert, wie im vorderen Tale. Man hängt in allem am Altgewohnten. Eine eigene politische Meinung haben die Leute nicht; „sie sind vom Pfarrer beherrscht, dem sie unbedingt glauben“ (Akten GLA).

Bereits im Jahre 1871 hat die Zahl der „Zeugleweber“ im oberen Tale gegenüber dem Vorjahre um 71 abgenommen. Es werden noch erwähnt in Häg 5, Happach 16, Schürberg 13, Altenstein 6, Ehrsberg 90, Herrenschwand 19, Wieden 31, Todtnauberg 12 Zeugleweber. Trotz aller Bemühungen, die besser bezahlte Bürstenmacherei allgemein einzuführen, scheitert dieser Plan am Widerstand der Leute, umsomehr, als der Lohn für die Zeugleweber etwas in die Höhe geht.

Es sollen uns nun noch kurz die sozialen Zustände in den Fabriken des unteren Talabschnittes beschäftigen, die im Gegensatz zum oberen Tale eine mehr oder weniger zusammengewürfelte Arbeiterschaft haben, und wo gewisse Sicherungen für beide Teile, Arbeitgeber wie Arbeitnehmer, nötig sind. Wenn an die Stelle eines patriarchalischen Dienstverhältnisses ein rationales Arbeitsverhältnis, ein Arbeitsvertrag, getreten ist, wenn der Arbeitgeber den Arbeiter nur kennt als Teilglied in der Produktion, als Bediener der Maschine; wenn der Arbeiter im Arbeitgeber nur den Kapitalisten sieht, für den er arbeitet, um leben zu können; wenn er nicht mehr ein Stück seines Selbst in das Arbeitsprodukt hineinlegt, sondern lediglich nur das leistet, was der Produktionsprozeß und die Maschine vorschreiben, dann müssen starre Normen herrschen und kalte Paragraphen die gegenseitigen Beziehungen regeln. Dies schließt allerdings ein soziales Verständnis der Fabrikanten nicht aus.

Bisher bestand nur die Gesindeordnung vom Jahre 1809, die — für das Verhältnis der Dienstboten zu ihren Herrschaften verordnet und geltend — in den Fabriken wenig Anwendungsmöglichkeit fand. Und da keine einheitliche Regelung im Lande bestand, erlassen im Einverständnis mit dem Bezirksamt die Unternehmer des vorderen Wiesentales für ihre Fabriken am 12. 1. 1837 eine Fabrikordnung. Neben allgemeinen Bestimmungen über Ordnung, Pünktlichkeit usw. gilt noch folgendes:

Der Fabrikinhaber bestimmt die Arbeitszeit und den Arbeitslohn. Jede Erhöhung oder Erniedrigung des Arbeitslohnes muß dem Arbeiter am vorhergehenden Zahltag mitgeteilt werden, und dieser hat bei Lohnerniedrigung das Recht einer 14-tägigen Kündigung. Jedem Arbeiter wird ein Teil seines Lohnes (höchstens $^1/_{10}$) als Sparpfennig oder Decompte einbehalten. Am Ende des Jahres erhält der Arbeiter ⅔ seines Decompte und bei ordnungsgemäßem Austritt den gesamten Betrag ausbezahlt. Es wird eine Kasse errichtet, zu der alle Arbeiter nach Verhältnis ihres Lohnes beizutragen haben, und aus welcher die Krankheits- und Beerdigungskosten für die Arbeiter unter Mithaftung des

[52]) Innerhalb 30 Jahren sind nur 6 Gewerbetreibende in der Fremde gewesen.

Fabrikinhabers bestritten werden. Die Kündigungsfrist beträgt beiderseits 8 Wochen. Bei nicht ordnungsgemäßem Austritt aus einer Fabrik im Wiesental wird der Arbeiter von keinem der anderen Fabrikanten mehr eingestellt.[53]) Die Statuten der Betriebskrankenkassen enthalten fast durchweg die gleichen Bestimmungen; der Beitrag beträgt 1 kr vom Gulden Arbeitslohn, und es werden Arzt, Apotheke, Krankengeld gewährt.

Die Arbeitszeit ist im allgemeinen dieselbe. Im Jahre 1861 sind zum Beispiel bei Sarasin & Cie. in Lörrach folgende Arbeitszeiten festgelegt:

Im Winter von 6—12 Uhr und von 1—8 Uhr,
Im Sommer von 5—12 Uhr und von 1—7 Uhr.

Auch noch in den späteren Fabrikordnungen wird bestimmt, daß der Lohn vom Fabrikanten bestimmt wird und sich nach dem Geschäftsgang richte. Die starren Normen eines Tarifvertrages waren bei diesen Voraussetzungen undenkbar.

Da das Wiesental als das am ehesten industrialisierte Gebiet Badens auch die ersten Fabrikordnungen erhält, kommen in den 60er Jahren vielfach Anfragen über die einzelnen Bestimmungen der Fabrikordnungen und Krankenkassen aus allen Bezirken des Landes, namentlich auch vom oberen Wiesental.

Ein wichtiges Problem in der sozialen Entwicklung stellt die Frage der Kinderarbeit dar. Während man im 18. Jahrhundert und noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts fast von einer Verherrlichung der Kinderarbeit sprechen kann und diese als Ideal und als Errungenschaft der Industrie erschien, machen sich mit zunehmender Mechanisierung der Arbeit immer mehr ihre Nachteile geltend. Deshalb versucht der Staat, mit Verordnung vom 4. März 1840 die Auswüchse einzudämmen. Da nun die Fabrikarbeit die Kinder nicht mehr vom Schulbesuch entbindet, entstehen in Haagen, Steinen und Lörrach eigene Fabrikschulen. Dabei müssen die Kinder täglich mindestens 2—3 Stunden Unterricht haben, und Fabrikarbeit und Unterricht dürfen täglich zusammen nicht 12 Stunden übersteigen.

Diese Verordnung wird im Laufe der Zeit durch die Entwicklung überholt; eine Neuregelung erscheint notwendig. Im Jahre 1869 schreibt das Handelsministerium hierzu: „Allgemein wird man dabei von dem Grundsatz auszugehen haben, daß der Staat die Pflicht hat, das körperliche, geistige und sittliche Gedeihen der Minderjährigen und Unmündigen gegen fremden Eigennutz, Unverstand und Schwäche zu schützen, also namentlich auch die Gefahren tunlichst abzuhalten, welche eine allzufrühe und übermäßige Beschäftigung der Kinder in Fabriken im Gefolge haben." Auf der anderen Seite dürfe aber nicht übersehen werden, daß die Fabrikarbeit der Kinder mit den ökonomischen Interessen eines großen Teils der Bevölkerung in Beziehung stehe. Eine Verordnung vom Jahre 1870 bestimmt dann, daß Kinder unter 12 Jahren nicht in Gewerbebetrieben beschäftigt werden dürfen, Schulpflichtige über 12 Jahren höchstens 6 Stunden und Schulentlassene unter 16 Jahren höchstens 12 Stunden im Tage.

Ein Gutachten des Bezirksamts Lörrach vom Jahre 1869 entwirft im wesentlichen folgendes Bild über die Kinderarbeit und die Verhältnisse der Industriearbeiter: Die Kinder werden in der Baumwollspinnerei, in der Seidenbandweberei und in der Kattundruckerei beschäftigt. In der Baumwollspinnerei werden hauptsächlich Knaben als Gehilfen des Spinners am Spinnstuhl (Aufstecken von Spulen und von Papierhülsen) gebraucht,

---

[53]) Nach einem Bericht aus Steinen werden Arbeiter, die kündigen, bis zu ihrem Austritt schikaniert, kommen an andere Maschinen, die sie nicht kennen, weshalb sie auch fast nichts mehr verdienen.

und sie sind auch infolge ihrer kleinen Körpergröße besonders dazu geeignet. Die Mädchen besorgen meist das Einlegen der „Bobbines“ in die Kisten und helfen beim Packen. Eine weitere Arbeit für die Kinder ist das Zerzupfen der Baumwollabfälle. In der Seidenbandweberei beschränkt sich die Kinderarbeit auf kleine Handreichungen beim Sortieren und Packen. Als sogenannte Streicher werden die Kinder in der Druckerei beschäftigt mit der Aufgabe, von Zeit zu Zeit einen Ballen mit Farbe zu bestreichen. In der freien Zeit lernen die Kinder ihre Schulaufgaben. Schlimmer als die Arbeit in der Fabrik sei die schwere Arbeit der jungen Lehrlinge, der Dienstmädchen und der Kinder, „die ins Holz geschickt werden“. Dagegen wirke sich der Weg zur Fabrik und wieder nach Hause — oft bis zu einer Stunde — ungünstig aus (Akten GLA).

Mit der Spinnerei in Haagen ist eine Rettungsanstalt sittlich verwahrloster Kinder verbunden, welche vom Armenverein in Bern der Anstalt übergeben wurden und in der Spinnerei arbeiten. Ein großer Teil dieser Kinder ist später zu einem Handwerk übergegangen, und nur wenige arbeiten weiter in der Fabrik.

Ein weiterer Bericht schildert den Fabrikarbeiter, wie er sich in den Fabriken im unteren Tale zeigt. „Das Wort „Fabrikarbeiter“ bezeichnet hier ein ganz ebenso mannigfaltig abgestufte, umfangreiche Gesellschaft, als die bürgerliche Gesellschaft überhaupt ist. Wohlhabend und arm, solide und bis zum äußersten Grade verschuldet, geschickt und unwissend, strebsam und indolent, sittlich und ausschweifend, durchwegs aber äußerlich gesittet, im äußeren Aussehen von einer gewissen behäbigen Eleganz bis zur ärmlichsten, sogar geliehenen Kleidung. Das ist die äußere Erscheinung der Arbeiterwelt, so daß selbst die Lasalleanischen Reiseprediger zugestehen mußten, es sehe hier um vieles freundlicher und reinlicher aus, als anderwärts“ (Akten GLA).

Unter den Fabrikarbeitern sind zahlreiche Handwerker vertreten. Im Arbeiterstand selbst ist ein steter Wechsel; der Zuzug kommt besonders aus den ärmeren Gegenden des kleinen und oberen Wiesentales, aus dem Kreise der ländlichen Taglöhner. Das plötzliche Steigen des Verdienstes veranlaßt die einen zum Sparen, die anderen zu verschwenderischen Ausgaben. Aus den Fabrikarbeiterfamilien gehen Handwerker, Kaufleute, Meister, sogar Direktoren hervor; fast nie wird aber von einem Uebergang zur Landwirtschaft berichtet. Die Arbeiter gravitieren alle nach dem einzigen Mittelpunkt, dem Geschäft. Ledige Arbeiter und Arbeiterinnen sind oft als Kostleute oder Untermieter bei anderen Arbeiterfamilien. Hier und da bestellt der Arbeiter auch einen Acker. Gerade in der Stadt Lörrach ist von altersher ein Stamm von Arbeitern bürgerlich einheimisch, und diese erwerben sich sehr oft Liegenschaften. Auch Ausländer und Auswärtige kaufen sich Grund und Boden an. — Die Konsumvereine haben schon eine gewisse Bedeutung erlangt, und die Kaufleute, besonders die Bäcker, spüren ihre Konkurrenz.

Von den meisten Fabrikanten werden, um sich den Arbeiterstamm zu sichern, Laborantenhäuser gebaut. So erstellen Koechlin, Baumgartner & Cie. seit 1859 auf Rechnung der Arbeiter 248 Häuser, die diese in durchschnittlich 14 Jahren abbezahlt haben, und die dann in ihr freies Eigentum übergehen. Nachteilige Wirkungen haben die großen Mietskasernen, wie sie überall an den Industrieorten entstehen. Abgesehen von gesundheitlichen Schäden dieser häßlichen, winkligen Kolosse, wird damit meistens auch dem Arbeiter die Möglichkeit genommen, neben der Fabrikarbeit eine kleine ergänzende Landwirtschaft zu treiben. Diese kleine Landwirtschaft des Fabrikarbeiters hat seine Hauptbedeutung im Bewußtsein des Arbeiters, etwas sein eigen zu nennen. Aus diesen Gründen wünscht im Jahre 1859 das Amt Schopfheim, als in der Notzeit viele verschuldete Bauern um ihr Gut kommen, daß durch eine Parzellierung der Güter den Arbeitern die Möglichkeit gegeben werde, sich ein Stück Land zu kaufen.

2. Eisenverarbeitung.

Bei den vielen Gründungen der Textilindustrie haben zollpolitische Erwägungen eine Rolle gespielt, und die Absatzmöglichkeit auf dem deutschen Markte hat zur raschen Aufwärtsentwicklung beigetragen. In ganz anderer Weise hat sich der Anschluß Badens an den Zollverein, allerdings zusammen mit anderen Umständen, auf die markgräflichen Eisenwerke ausgewirkt. Für sie bedeuten die Jahrzehnte nach 1836 ein gewaltiges Ringen um die Existenz, über welche Tatsache auch nicht ein verhältnismäßig guter Geschäftsgang, besonders noch in den ersten Jahren, hinwegtäuschen kann.

Obwohl in der Zeit von 1827 bis 1837 die Kohlenpreise um 38 bezw. 53 % gestiegen sind, erreicht man in diesem Jahrzehnt in Hausen infolge verbesserter Betriebseinrichtung eine Reduktion der Produktionskosten beim Frischeisen um 6 %, beim Kleineisen gar um 9½ %. Bei einer Kohlenersparnis von 30 % steigt die Produktion um beinahe 10 % [54]) Infolge des guten Absatzes können die Preise etwas erhöht werden. Aber schon im Jahre 1839 macht sich die Konkurrenz von englischem Eisen im Inland und besonders in der Schweiz in steigendem Maße nachteilig bemerkbar. Reichliches Steinkohlenvorkommen in England ermöglicht eine billigere Preisgestaltung. Nur durch eine sofortige Preisreduktion kann das schweizerische Absatzgebiet vorerst erhalten bleiben, und der Absatz steigt leicht an. Bald aber kommen wieder Klagen über fehlenden Absatz und steigende Lagervorräte. Die Hüttenverwaltung verlangt daher größere Freiheit im Verkauf, Ermächtigung zur Bestimmung des Verkaufspreises, öftere Bereisung des Absatzgebietes. Die Verhältnisse auf dem Absatzmarkt werden immer ungünstiger. Hausen vermag sich in der Schweiz gegen England, Frankreich und Belgien nur schwer durchzusetzen, dazu kommt noch der seit Mitte des Jahrhunderts von der Schweiz erhobene Zollsatz von 40 kr per Zentner Eisen. Infolge der zunehmenden Konkurrenz der rheinpreußischen, rheinbayerischen und nassauischen Werke gelingt es auch nicht, den Absatz im Vereinsgebiet auszudehnen. Die Vorräte übersteigen vielfach den Reinertrag, und Staatszuschüsse werden notwendig; andererseits kaufen selbst „Staatsanstalten" (Post- und Eisenbahnen) englisches Eisen. Die englische Eisenproduktion nimmt in „riesenhafter Weise" zu, und nachdem der amerikanische Markt versperrt ist, „wird alles Eisen auf den Kontinent geworfen" (Akten GLA). Dampfschiffahrt und Eisenbahnen erlauben eine erhebliche Senkung der Frachtkosten. Diese Senkung der Frachtkosten zusammen mit der billigen Produktion durch Steinkohlenverwendung erlaubt auch den niederrheinischen Unternehmen ein erfolgreiches Vordringen auf den bisherigen Absatzmarkt der oberländischen Eisenwerke. Schon in den 50er Jahren sieht man klar ein, daß die Werke sich auf die Dauer nicht halten können; aus sozialen Erwägungen heraus schreckt man vor einer Betriebseinschränkung zurück und beschäftigt immer noch in Hausen gegen 50 Personen. Der Absatz des in der Nähe der Schweizer Grenze ansässigen Kleingewerbes ist noch nicht zurückgegangen, sei es, daß man die hergestellten Eisenwaren nach der Schweiz einschmuggelt oder daß der Zoll (1 fl 40 kr per Zentner) von Käufer und Verkäufer getragen wird. „Doch ist der Zoll beträchtlich genug, um zur Verpflanzung solcher Geschäfte auf den Schweizer Boden zu ermuntern" (Akten GLA). Es wird deshalb für Pflugscharen, Ketten, Hämmer, Zangen, Aexte usw. und für Nagelschmiedwaren einschließlich Stifte und Schrauben eine Zollermäßigung um 50% verlangt. Oft erhalten die Schweizer Abnehmer von Hausen günstigere Preise als selbst die inländischen Kleingewerbetreibenden.

[54]) Bei den 5 Großfeuern hat bei einer Verminderung des Kohlenverbrauchs um 34% eine Vermehrung der Produktion um 3,10 % und bei den 4 Kleinfeuern bei gleichem Ausbringen eine Verminderung des Kohlenaufwands um 41% stattgefunden.

Im Jahre 1845 rentiert das Eisenwerk Hausen noch mit 7,38%, vier Jahre später nur noch mit 4,76%, während die anderen oberländischen Werke (außer Kandern mit 3,69%) nicht einmal 1% abwerfen. Um einen besseren Absatz zu sichern, wird ein Kaufmann als Kommissionär, bei einer 5%igen Provision, mit der Sorge für den Absatz beauftragt. Als aber die Bergwerkskommission von solchen und ähnlichen Maßnahmen einen Wiederaufschwung der Werke erwartet, bezeichnet das Finanzministerium dies als „Phantasie". Im Jahre 1850 erbringt das Hausener Werk noch als einziges einen Ueberschuß, im folgenden Jahre können die Fabrikationskosten gerade noch gedeckt werden, und die anderen Werke arbeiten mit Verlust.

Immer mehr verlegt man sich deshalb in den 50er Jahren in Hausen auf die Weiterverarbeitung des Eisens, insbesondere auf die Gießerei. Die Gießerei ist immer gut beschäftigt und liefert wenigstens noch Erträge, ebenso das Walzwerk in Hausen und das Hammerwerk in Zell. Der Absatz geht nun in der Hauptsache ins Inland. „Die aus dem Hochofen geschöpften und durch den Betrieb des Kupolofens (1841 erstellt) erzeugten Gußwaren sind meist für Fabriken des Wiesentales und über von ihnen eingesandten Modelle geformt" (Akten GLA).

Der mit der Industrialisierung des Wiesentals verbundene hohe Bedarf an Maschinenteilen wirkt sich also in dieser Situation günstig aus. Das ändert aber nichts daran, daß oft Lieferungen von Eisensortimenten nur noch einen Verlust erbringen, das Kapital des Eisenwerkes allmählich aufgezehrt wird, im Vertrauen auf die Staatszuschüsse viel zu willkürlich gewirtschaftet wird und „ökonomische Gesichtspunkte nicht selten ganz aus dem Auge gelassen werden" (Akten GLA).

Man geht sogar dazu über, von der Eisenbahnverwaltung Aufträge auf Nägellieferungen zu übernehmen, wobei die Nagler der Umgebung dann die Nägel aus Hausener Eisen herstellen und eine bestimmte Entschädigung bekommen. Für das Werk selbst bleibt dabei ein kleiner Gewinn.[55])

Es wird immer klarer, daß sich die Eisenwerke nicht mehr halten können. Die Holz- und Kohlenpreise sind zu hoch, die Eisenpreise zu niedrig, die Produktionskosten übersteigen trotz immer wieder gesenkter Löhne den Preis des durch verbilligten und beschleunigten Transport und besseren Standort begünstigten Steinkohleneisens. Bei verminderter Produktion und geringer werdender Qualität des Eisens wird der Anteil des Faktors „Lohn und Generalunkosten" am Gewichtsteil des Endproduktes immer größer. Soziale Rücksichten erlauben andererseits keine Entlassung der Arbeiter.

Mit zunehmender Absatzstockung und Qualitätsverschlechterung in den 60er Jahren ist eine allmähliche Liquidation unaufhaltbar. Bereits Ende des Jahres 1862 wird eine Reduktion des Betriebes angeordnet, da „nach dem gegenwärtigen Stand der Verhältnisse der ärarischen Hüttenwerke und bei der Aussichtslosigkeit einer dauernden Besserung nichts anderes übrig bleibe, als den Staatshüttenbetrieb allmählich aufzugeben" (Akten GLA). Infolge der großen Vorräte wird nur noch auf Bestellung gearbeitet und hauptsächlich die Gießerei stark betrieben. Bereits Mitte des Jahres 1861 wurde das Werk in Zell an A. Koechlin für 12 000 fl versteigert.[56]) In Hausen will man einen Teil der Vorräte noch aufarbeiten, um wenigstens den Verlust auf ein Minimum zu reduzieren. Am 9. Oktober 1865 wird auch das Hausener Eisenwerk an Grether in Schopfheim um 125 000 fl versteigert. Damit hat die Eisenverhüttung im Wiesental ihr Ende gefunden.

---

[55]) Im Jahre 1854 wird das Werk Wehr mit Hausen vereinigt.
[56]) Koechlin verkauft es im Jahre 1866 an den Gießer Jakob Bernauer.

Die Leistungen der Sustentationskasse an Ruhegeldern wurden weiter gewährt und später vom Staat übernommen. Im übrigen hatte in den letzten Jahrzehnten diese Kasse noch die gleiche Bedeutung wie ehedem. Es hatten sich mit der Zeit bestimmte Normen herausgebildet für die Gewährung von Leistungen, zum Beispiel war für die Gewährung eines Ruhegehaltes eine 10jährige Dienstzeit Voraussetzung. In den letzten Jahren waren die Ausgaben der Kasse durch die zunehmende Ueberalterung des Arbeiterpersonals rasch gestiegen. Ein Rechtsanspruch auf die Gewährung von Ruhegeld bestand auch jetzt nicht (Sustentationskassenordnung vom Jahre 1853).

Während die Eisenverhüttung in unserem Gebiete langsam aber unaufhaltsam ihrem Ende entgegengeht, erlebt die Eisenverarbeitung einen allmählichen Aufschwung. Anstelle des handwerklichen Eisengewerbes tritt immer mehr die Fabrik und verdrängt nach und nach die handwerkliche Produktion. Diese Entwicklung haben besonders die früher sehr zahlreichen Nagelschmiede zu spüren bekommen. Gerade für sie wirkt sich die im Jahre 1854 durch Th. von Brunn aus Basel in Wieslet an der kleinen Wiese begonnene Fabrikation von Draht, Stiften, Ketten und dann auch Holzschrauben nachteilig aus; die handgeschmiedeten Nägel müssen den Maschinennägeln weichen. Von Brunn beginnt mit 24 Arbeitern und beschäftigt im Jahre 1858 bereits 60 Leute. Er verarbeitet jährlich 2000 Zentner Eisen zu Draht, muß aber dann im Jahre 1860 liquidieren (Vergleichsquote 25 %). Gebrüder Schleith u. Cie. übernehmen das Werk. Es werden Draht, Drahtstifte, Schrauben, Nägel, Ketten, Nieten usw. hergestellt. Obwohl auch dieses Unternehmen nach 5 Jahren eingeht, nimmt die Zahl der Nagelschmiede mehr und mehr ab; im großen Wiesental verschwinden sie fast ganz, halten sich aber in geringer Zahl in der Gegend von Wies. Dort arbeiten im Jahre 1866 noch 42 Nagelschmiede bei einem täglichen Verdienst von durchschnittlich 40 kr.[57]) Seit dem Jahre 1860 stellt ein Franz Fehlmann in Wieslet fabrikmäßig Schuhnägel her und beschäftigt 4 Arbeiter.

Von größerer Bedeutung aber werden die im Anschluß an die wachsende Textilindustrie und später auch an die Bürstenindustrie entstehenden eisenverarbeitenden Betriebe. Es wurde schon darauf hingewiesen, welchen Einfluß die Maschinenfabrik Louis Merian in Höllstein auf die Textilindustrie des Wiesentales ausgeübt hat.

In Stetten besteht seit 1836 eine Eisenwerkstätte des Johann Jenny, in der Guß-, Schmied- und Walzeisen hergestellt wird (10 Arbeiter), in Fahrnau seit 1814 die Hammerschmiede von Singeisen (5 Arbeiter).[58])

Im Jahre 1842 entsteht die Maschinenfabrik L. Kern in Lörrach, die im Jahre 1861 Pump- und Mühlenwerke (8 Arbeiter), zwei Jahre später den eisernen Oberbau einer Fahrbrücke über die Wiese bei Steinen liefert und später Maschinen und Einrichtungen für Textil- und chemische Industrie herstellt.

Anfangs der 50er Jahre (1853) erhält Johann Uhler von Dijon die Konzession zur Errichtung einer Maschinenfabrik in Stetten und beschäftigt 53 Personen. Seit dem Jahre 1860 beginnt Severin Say in Stetten mit 22 Arbeitern die Produktion von Stabeisen und handgeschmiedeten Pfannen. Das Unternehmen besteht aus Gießerei und Eisenwerk.

Gerade die 60er Jahre bringen im Anschluß an die vollzogene Industrialisierung einige ergänzende, allerdings meist kleinere eisenverarbeitende Betriebe. So produziert Franz Pfahl in Stetten Weberschiffchen, Jakob Lüscher in Haagen, Sales Sprich und A. Ganzmann in Zell Weberblätter, Zumkeller in Steinen Webvögel. Während bisher die Maschinenreparaturen in besonderen an die Textilfabriken angegliederten Reparaturwerkstätten, meist durch frühere Handwerker, vorgenommen wurden, entstehen nun

[57]) Bittmann, Karl: Hausindustrie und Heimarbeit im Großherzogtum Baden, Seite 102.

[58]) Das Stettener Werk scheint im Jahre 1849 in eine Seidenbandweberei mit 4 mechanischen Stühlen verwandelt worden zu sein.

Gießereien und Eisenwerke, die kompliziertere Maschinenteile verfertigen (z. B. Schweickhard, Eisengußwaren in Zell). Größere Bedeutung gewinnen die Unternehmen Bernauer in Zell, Braun, Reinhard und Ambühl in Lörrach und dann B. Schmidt in Zell. Seit dem Jahre 1856 stellt Bernauer Eisengußwaren für Maschinen her. Neben der Firma L. Merian in Höllstein (80 Arbeiter) hat die Maschinenfabrik und Gießerei B. Schmidt in Zell (46 Arbeiter) noch die größte Produktion. Turbinen, Webstühle, Mahlmühlen, Garntrockenmaschinen werden gebaut und in der Hauptsache in der nächsten Umgebung abgesetzt.

In Todtnau haben bereits die Gebr. Thoma die erste mech. Werkstätte für Bürstenmaschinen errichtet. Daneben bestehen noch auf die verschiedenen Orte zerstreut, kleinere mech. Werkstätten für den lokalen Bedarf.

Im Ganzen gesehen, darf man wohl feststellen: Soweit die Eisenverarbeitung früher im Anschluß an das Hausener Eisenwerk stattgefunden hatte (Hammerwerke, Nagelschmiede usw.), teilt sie das Schicksal des Werkes Hausen, und nur kleinere mechanische Werkstätten gerade für den landwirtschaftlichen Bedarf (Reparaturen) halten sich. Im Anschluß an die Textilindustrie aber bilden sich einige Maschinenfabriken und Gießereien, abgesehen von den Reparaturwerkstätten im Textilbetrieb selbst, die aber letzten Endes nur eine auf ein bestimmtes Gebiet beschränkte Bedeutung haben. Es sind Anfänge vorhanden, die sich erst nach 1870 richtig entwickeln. Die große Entfernung von den Eisenverhüttungszentren wirkt neben andern Umständen hemmend ein.

3. Tabakindustrie.

Im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts ist die Tabakindustrie in unserem Gebiete kaum nennenswert; z. B. beschäftigt die Tabakfabrik des Joh. Jak. Braun im Jahre 1829 außer Kindern nur 2 weibl. Geschäftsgehilfen. Kein anderes Bild zeigt diese Industrie nach 1836. Wohl gründet 1839 Johann Reinert in Lörrach eine Zigarrenfabrik und beginnt mit 20 Arbeitern; aber das Unternehmen erlöscht bald wieder. Etwas längere Dauer hat die 1849 mit 6 Arbeitern begonnene Tabakfabrik von Ad. Schulz in Lörrach. Im gleichen Jahre läßt Kaufmann Schleith in Wieslet von 11 Arbeitern Zigarren herstellen. Es ist deutlich, welch geringe Rolle innerhalb der Gesamtwirtschaft im Wiesental dieser Industriezweig einnimmt. Die Tabakverarbeitung konzentriert sich immer mehr beim natürlichen Anbaugebiet in Mittel- und Unterbaden. Zudem absorbiert die Textilindustrie die freien Arbeitskräfte und zahlt auch höhere Löhne. Die verbesserten Verkehrsmittel erlauben eine Versorgung der Konsumenten von entfernten Produktionsorten her.

4. Papierindustrie.

Solange Handpapiermühlen noch bestanden, solange noch keine Maschinen in der Papierproduktion verwendet wurden und solange die Hadern, insbesondere die Leinwandhadern, der Hauptrohstoff für die Herstellung des Papiers blieben, solange konnte kein eigentlicher Großbetrieb in der Papierindustrie sich entfalten. Mit der Tendenz zur Ausweitung eines Betriebes war also gleichzeitig immer ein Kampf um den Rohstoff verbunden. Erst mit der Einführung der Papiermaschine und der dann in den 1840er Jahren folgenden Verwendung des in beliebiger Menge zur Verfügung stehenden Ersatzstoffes für die Hadern, des Holzstoffes, war die Möglichkeit für die Entwicklung zum Großbetrieb gegeben.

Schon im Jahre 1836 hat Johann Sutter in Schopfheim die erste Papiermaschine aufgestellt; mit ein Grund dafür war sicher der mit dem Zollverein geschaffene größere Absatzmarkt und die Ausschließung der Basler Konkurrenz vom deutschen, besonders vom oberdeutschen Markt.

Die gleichen Gründe scheinen auch den Basler Papierfabrikanten Ludw. Andr. Thurneisen geleitet zu haben, als er im Jahre 1835 zusammen mit seinem Bruder Rud. Thurneisen (Besitzer der Papiermühle im nahen Kandern) um Erlaubnis zur Errichtung einer mechanischen Papierfabrik in Maulburg eingibt. Es ist nicht nur die Angst vor der neuen Konkurrenz, wenn Papierfabrikant Sutter und später auch die übrigen Papierfabrikanten des Oberlandes sich gegen dieses Vorhaben wehren. Ihre ablehnende Einstellung liegt sicher auch in der zu befürchtenden Rohstoffknappheit und damit verbundenen Verteuerung des Rohstoffes begründet. Sutter führt dies auch in seiner Eingabe an. Solange nur Hadern als Papierstoff verwendet werden können, bedeute eine neue Papierfabrik eine Verteuerung dieses Rohstoffes und damit des Fertigfabrikates. Infolge des unverhältnismäßig großen Volumens der Lumpen kommt deren Bezug aus entfernteren Gegenden wegen der viel zu hohen Transportkosten nicht in Frage. Der Zollverein habe deshalb auch keine Senkung des Lumpenpreises gebracht. Die gleiche Ansicht teilt das Bezirksamt Schopfheim, obwohl es sich damit dem Verdacht aussetzt, als begriffe es „die Anforderungen und das System der neuen Zeit nicht“, und es mahnt die Regierung, sie „möge nicht den Glanz des Namens eines Fabrikstaates dem allgemeinen Interesse der Staatsangehörigen vorziehen und die Pflicht anerkennen, bestehende Industrien und Fabrikanstalten, wenn sie für das Bedürfnis der Staatsangehörigen hinreichen, zu schützen und dieselben (den) spekulativen Ausländern, welche ihr engherziges Interesse als mit den Interessen unseres Landes auf das innigste verknüpft, darzustellen bemüht sind“, nicht aufopfern. Trotzdem erhalten die beiden Thurneisen die Erlaubnis, die Kanderner Papiermühle nach Maulburg zu verlegen. Im Jahre 1838 eröffnen sie dort eine mech. Papierfabrik. Die anfängliche Monatsproduktion von durchschnittlich 6000 kg Papier steigern sie innerhalb 10 Jahren auf das Doppelte. Bei den hohen Beschaffungskosten der Papiermaschinen ist es verständlich, daß Sutter erst unter dem Druck der zu befürchtenden Konkurrenz die Papiermaschine einführt. Im Jahre 1841 muß auch Thoma in Todtnau zum mechanischen Betrieb übergehen. Die Fabriken stellen die verschiedensten Papiersorten her. In Todtnau, und wohl auch in den beiden anderen Fabriken, werden die Baumwollabfälle aus den Wiesentäler Spinnereien als Rohstoff zur Papierbereitung benützt. Im Jahre 1859 wird dem Todtnauer Werk eine Holzschleiferei für Fichtenholzstoff in Geschwend angegliedert.

Es beschäftigten:

	Die Maulburger Fabrik (mit 3 Holländern)			**Die Schopfheimer Fabrik** (mit 7 Holländern)			**Die Todtnauer Fabrik** mit 5 Holländern		
Jahr	m.	w.	zus.	m.	w.	zus.	m.	w.	zus.
1840	35	37	62	18	46	64	21	26	47
1841	19	36	55 [59])	30	58	88 [60])	22	21	43 [61])
1850	14	22	36	18	48	66	10	12	22
1852	16	23	39	18	42	60	11	14	25
1854	18	24	42	18	48	66	14	13	27
1862	24	22	46	23	53	76	18	14	32
1869	—	—	30	—	—	59	—	—	37

In kleinen Anfängen beginnt auch schon, im Anschluß an die Textilindustrie die Papierhülsenfabrikation im Wiesental sich zu entwickeln.

[59]) Davon 2 m. und 27 w. in der Wohnung als Heimarbeiter.
[60]) Davon 12 m. und 12 w. in der Wohnung als Heimarbeiter.
[61]) Davon 12 m. und 10 w. in der Wohnung als Heimarbeiter.

Bei der Gründung der Papierindustrie hat für die Standortswahl im Wiesental das Vorhandensein von Wasser und Wasserkraft eine große Rolle gespielt. Mit der einsetzenden Holzstoffverarbeitung wirken sich die nahen Tannenwaldungen günstig aus und erlauben einen guten Fortgang der Betriebe. Mit der gewaltig gestiegenen Produktionskapazität gewinnt die Absatzorientierung an Bedeutung. Solange Basel seine überragende Stellung im Buchdruck halten konnte und die Zölle nicht das eingeführte Papier zu sehr verteuerten, war die Frage des Absatzes leicht gelöst. Auch später noch wird ein Großteil der Produktion in der Schweiz und im Elsaß verkauft.[62]) Mit dem verringerten Absatz in diese Gebiete, mit der zunehmenden Konzentrierung des Verlagsgeschäftes in Stuttgart, Leipzig, Köln, Berlin sollte sich die Grenzlage immer nachteiliger auswirken. Diese Absatzfrage wurde aber erst nach 1870 akut. Bis dahin war die Wiesentäler Papierindustrie vermöge der hochstehenden Qualitätserzeugnisse noch durchaus konkurrenzfähig.

5. Gerberei und Schuhindustrie.

Von jeher hat die Gerberei im Wiesental eine große Rolle gespielt, aber trotz allen Einflüssen hat sie den handwerklichen Charakter bewahrt. Daran änderte auch der Beitritt Badens zum Zollverein vorerst nichts, verhindert doch ein relativ hoher Zollsatz die Konkurrenz der Ausländer auf dem Inlandsmarkt, während infolge des geringen Einfuhrzolls nach der Schweiz und ins Elsaß sehr wohl ein Absatz dorthin möglich ist.

Erst in den 1850er Jahren liegt der Anfang eines fabrikmäßigen Betriebes. Auffallend und doch leicht erklärlich ist die Tatsache, daß hier nicht ausländisches Kapital den Anstoß gegeben hat. Diese Industrie wächst ganz aus dem Handwerk und der handwerklichen Gerberei heraus.

Im Jahre 1854 nimmt Wilhelm Krafft eine seit den Wirren der Jahrhundertwende stilliegende Gerberei in Fahrnau wieder in Betrieb, erweitert sie allmählich, und im folgenden Jahre werden wöchentlich schon 200 Kalbfelle eingearbeitet.[63]) Das Kalbsleder wird großenteils nach Amerika exportiert. Begünstigt durch den Massenbedarf der heimischen Textilindustrie verlegt sich die Firma Gebr. Krafft (seit 1856) auch auf die Riemenproduktion. Dann nimmt auch die Fabrikation von Sohlleder und Oberleder, welches im Einzelhandel abgesetzt wird, ihren Anfang. Noch wird der Betrieb mit Gesellen durchaus handwerksmäßig durchgeführt, im Laufe der Zeit aber immer mehr vergrößert. Anfangs der 60er Jahre wird bereits der Versuch gemacht, Webervögel auf englische Art herzustellen.[64]) Die ersten durch englische Monteure in Fahrnau aufgestellten Hilfsmaschinen funktionieren nicht richtig. Die nötigen Vorrichtungen werden deshalb aus England bezogen, und die Fabrikation wird von einem englischen Fachmann beaufsichtigt (1865). Da aber von den Fabriken englische Pickers gekauft werden, verkauft man die eigenen Produkte an einen Händler mit englischen Waren, der sie dann als solche absetzt, bis sich endlich die Qualität der Fahrnauer Pickers doch durchsetzt.

Um das Jahr 1865 wird die Holzschuhmacherei aufgenommen. Schon anfangs der 60er Jahre nimmt die Fabrikation von Lederschuhen — noch von Hand vorerst[65]) — ihren Anfang. Beim Feldzug 1866 liefern die Krafft den badischen Truppen den größten Teil der Schuhe, und im folgenden Jahre gehen Lieferungen an die japanische Armee; ebenso erhält die Firma einen Auftrag über einen Teil der 60 000 Paar Stiefel, die

---

[62]) Lais, Eduard: Die oberbadische Papierindustrie.

[63]) Das Folgende nach: 75 Jahre Gebr. Krafft Fahrnau, 1854—1919.

[64]) Bisher wurden diese „Pickers" in Deutschland sehr primitiv hergestellt und sie deshalb meist aus England bezogen.

[65]) Erst 1877 wird die mechanische Schuhfabrikation aufgenommen.

Frankfurt a. M. beim Einzug der preußischen Truppen liefern muß. Gerade diese „Massenaufträge“ für militärische Zwecke geben dem Unternehmen einen ungeheuern Auftrieb und lassen es bald über den handwerklichen Rahmen hinauswachsen.

Damit ist ein entscheidender Einbruch des kapitalistischen Großbetriebes in die handwerkliche Sphäre erfolgt. Noch ist nicht der Schuhmacher zum Schuhflicker degradiert, noch bestehen zum großen Teil im Wiesental die zahlreichen Gerbereien, an deren Stelle zwar auch schon unter Benutzung der vorhandenen Wasserkraft Textilbetriebe getreten sind. Erst die Folgezeit greift auch da weiter, und die Entwicklung endigt mit einem fast totalen Sieg der Maschine in der Lederproduktion und Lederverarbeitung.

6. Mühlengewerbe.

Im Mühlengewerbe hat sich dagegen der Großbetrieb im Jahre 1870 noch nicht herausgebildet. Es bestanden im Wiesental etwa ein halbes Hundert Getreidemühlen. Doch mit dem steigenden Bedarf der zahlreicheren Bevölkerung zeigen sich immer mehr kapitalistische Tendenzen. Das Wiesental „bringt bei weitem nicht die Hälfte des Bedarfs seiner Bewohner an Brotfrüchten“ hervor, namentlich nicht, seit die Industrie hier heimisch wurde. Mit der Zeit entwickelte sich bei den Müllern der Mehlhandel, der bei den Kundenmüllern immer Nebengeschäft war und sein sollte, zum Hauptgeschäft. Aber „das Wiesental lag nicht an der Hauptverkehrsstraße und blieb so ein Eldorado der Müller“, bis anfangs der 50er Jahre Private und Bäcker zum Teil Mehl von „Mainz und anderen Stapelplätzen“ beziehen. „Vielfach sehen sich auch die Fabrikanten gezwungen, wenn sie nicht mit den Löhnen enorm herauf gehen wollen, in Zeiten bevorstehender Teuerung rechtzeitig Mehlvorräte für ihre Arbeiter zu beschaffen“ (Akten GLA). Es läßt sich also leicht feststellen, wie mehr und mehr auch im Mühlengewerbe der Kapitalismus sich einnistet, bis nach jahrzehntelangem Kampf das Schicksal der ländlichen Kundenmühlen besiegelt ist.

7. Bürstenindustrie
(mit Holzhausindustrie, Strohflechterei und Zunderverarbeitung).

In der Bürstenindustrie haben sich bisher nur wenig Ansätze einer fabrikmäßig organisierten Betriebsweise gezeigt. Die Akten berichten noch vom Jahre 1840, daß sich die meisten Einwohner in ihren eigenen Häusern mit dem Herstellen von Bürsten beschäftigen und damit ihr Verdienst und Auskommen haben. Dabei werden nur einfache und grobe Bürstenwaren verfertigt. Die Mitte des 19. Jahrhunderts bringt einen starken Rückschlag, und in dieser Zeit auch setzt, von der Regierung gefördert, die Strohflechterei erneut in der Todtnauer Gegend ein. Im Kampf gegen die Not dieser Jahre will man der Bevölkerung wenigstens einen geringen Verdienst sichern. Im Dezember 1850 wird in Todtnauberg eine Strohflechtschule eröffnet, und dann auch in Fahl, Brandenberg und Wieden Flechtunterricht erteilt. Drei Jahre später (1853) folgt die Flechtschule in Muggenbrunn, und es werden in der Todtnauer Gegend 80—90 Leute mit Strohflechten beschäftigt und verdienen wöchentlich zusammen 60—70 fl. Eine besondere Bedeutung kommt dem Kinderverdienst zu, denn die Verdienste sind so gering, daß nur schulpflichtige Kinder und alte Leute die Strohflechterei betreiben. Die Strohgeflechte finden nur langsam Absatz und werden ganz gering bezahlt, sofern die Verleger nicht überhaupt den erzielten Erlös für sich behalten. Es ist deshalb verständlich, wenn mit dem allmählichen Wiederaufblühen der Bürstenhausindustrie die Strohflechterei im Jahre 1856 wieder ihrem Ende entgegen geht, hat sie doch nie große Sympathien gefunden.

In dem Maße, wie in den verschiedensten Industrien zum Putzen der Maschinen, zum Reinigen von Metallwaren usw. große Mengen von Bürsten gebraucht werden,

zeigt sich auch eine Belebung der Bürstenindustrie. Mit dieser Belebung geht Hand in Hand das Herstellen von „feineren Bürstenwaren", eine immer weiter greifende Spezialisierung und dann auch ein teilweises Abhängigwerden der bisher selbständigen Hausindustriellen vom „Fabrikanten". Gleichzeitig gewinnt die Konzentration im Fabrikbetrieb mehr und mehr an Boden, und langsam schreitet der Auffaugungsprozeß der kleinen und kleinsten Betriebe voran.

Einen gewissen Auftrieb bringen die auf Staatskosten in Todtnau eingerichtete Musterausstellung von Bürstenwaren und die Gewährung von Prämien an geschickte Arbeiter.

Im Jahre 1853 beschäftigen Alois Laitner = 16, Lorenz Bernauer = 16, Johann Nep. Schubnell = 8, Fridolin Wißler = 5, Meinrad Klingele = 4 und Tobias Becker, Fahl = 8 Bürstenmacher.

Mit dem Verfertigen der Bürstenhölzer, der sogenannten Hölzlemacherei, beschäftigen sich im Jahre 1853 etwa 350 Personen in Wieden, Muggenbrunn, Aftersteg, Geschwend, Aitern, Utzenfeld, Präg und Bernau, also in vom Zentrum Todtnau mehr entfernten Orten. Es ist zu unterscheiden zwischen den „ordinären" und „feineren" Arbeiten. Die ersteren, die gewöhnlichen rohen Fassungen aus Buchen- und Kirschbaumholz werden auf dem Schneidestuhl von „ungebildeten Arbeitern" zurecht geschnitzt. In den Orten Wieden und Muggenbrunn beschäftigt sich damit etwa die Hälfte der Bevölkerung. Infolge der großen Zahl der Sorten herrscht eine gewisse Spezialisierung. Die Kehrwischstile werden auf von Wasserkraft betriebenen Holzdrehbänken gedreht, die Löcher zum Einsetzen der Borsten bereits vom Hölzlemacher in die gewöhnlichen Fassungen gebohrt. Dieser Zweig der Hölzlemacherei ernährt den Arbeiter kaum. Oft wird deshalb das Holz auf unredliche Weise erworben.

Feinere (furnierte, gefirniste oder lackierte) Bürstenhölzer werden nur von wenigen Arbeitern hergestellt. Meinrad Klingele in Todtnau und Benedikt Dietsche in Geschwend machen mit ihren Arbeitern den größten Teil dieser Waren und verdienen täglich 2 fl bis 2.30 fl. Sie besitzen mit Wasserkraft betriebene Sägen. Die Arbeiter selbst verdienen täglich 30—36 kr. Die Löcher werden erst vom Bürstenmacher gebohrt, und dieser legt auch nach Einziehung der Borsten die Furniere selbst auf.

Die Bürstenmacherei beschränkt sich noch im Jahre 1853 auf „einfache in Holz gefaßte Waren". Trotzdem ist die Zahl der Artikel sehr hoch (etwa 300). Es werden u. a. Schlichtbürsten für Baumwoll- und Leineweber, 30—40 Sorten Kleiderbürsten, 90 Sorten Haarbürsten produziert. Als Einziehmaterial dienen Schweineborsten, Ziegen- und Pferdehaare und Reisstroh. Gute Borsten werden insbesondere aus Rußland und Polen eingeführt, und die inländischen Borsten werden von Händlern bezogen. Der Gesamtwert der Bürstenwaren wird auf 300 000 fl geschätzt.

Der größte Teil der Erzeugnisse wird im Jahre 1853 noch durch Hausierhandel verkauft. Nur wenige Arbeiter (25) hausieren mit eigenen Fabrikaten. Daneben gibt es 400 einzelne Hausierer, die nicht Bürstenmacher sind und die zusammengekaufte Ware absetzen. Die fünf Bürstenfabrikanten treiben den Handel teilweise auf eigene Rechnung. Es bestehen sechs Handelsgesellschaften, die jeweils 6—14 Leute aus der Todtnauer Gegend umfassen und neben den Bürstenwaren auch Glas, Porzellan, Strohtaschen und grobe Holzwaren in Baden, Württemberg, in der Schweiz und rheinabwärts bis Frankfurt verkaufen. Diese Gesellschaften kaufen für 20 000 fl jährlich feinere Bürstenwaren aus Frankreich oder in Mainz, um auch die Nachfrage nach diesen feinen Waren befriedigen zu können.

Infolge der gesunkenen Preise und der Uebersetzung des Hausierstandes bleibt dem einzelnen nur ein kleiner Verdienst; auf dem zur Verfügung stehenden beschränkten Markt unterbieten sich die Händler gegenseitig. Noch kennt man keinen „kaufmännischen Geschäftsbetrieb“, noch „keinen eigentlichen Großhandel“. Deshalb wird zur Hebung dieses Gewerbes ein kaufmännischer Geschäftsbetrieb und ein systematischer Ausbau des Marktes verlangt. Die Fabrikanten kennen die Zollsätze in den verschiedenen Ländern nicht und „können nicht rechnen, ob sie wirklich Vorteil haben“ (Akten GLA). „Unverstand und Mißgunst“ wirken einer einheitlichen Absatzregelung entgegen.

Mit dem Jahre 1854 setzt eine Aufwärtsbewegung in der Bürstenindustrie ein; dabei wirkt sich die Tätigkeit des „Handelsmanns“ J. Faller in Todtnau günstig aus. Dieser vermittelt die Anschaffung der Rohstoffe und den Absatz der Bürstenfabrikate für das von B. Faller mit einem Kapital von 100 000 fl gestiftete Arbeitshaus zu Todtnau, „welches eine technische Bildungsanstalt für arme Kinder und zugleich eine Beschäftigungsanstalt für ältere und zu schweren Arbeiten nicht mehr fähige Individuen“ werden soll (Akten GLA).

Als man im Jahre 1854 das Hausieren mit Bürstenwaren einschränken will, wendet sich die Bevölkerung in Todtnau sehr dagegen. Die Existenz der kleineren Bürstenfabriken ist vom Hausierhandel abhängig, und die Abschaffung des Hausierhandels bringt deren Untergang mit sich. Diese haben kein großes Betriebskapital und können den Absatz nicht selbst übernehmen; die bedeutenderen Bürstenfabrikanten bezahlen die ihnen gelieferten Bürstenwaren nur sehr schlecht. Letztere führen besonders feine Bürstenwaren, verkaufen en gros und nur zum geringeren Teile durch den Hausierhandel. Gerade die kleinen „Bürstenfabrikanten“, wie sie sich nennen, sind mit der erweiterten Bürstenfabrikation des Franz Josef Faller in Todtnau unzufrieden.

Schon werden auch unter diesen Kleinmeistern Stimmen laut, die die Gründung einer Innung der Bürstenbinder und Bürstenhändler verlangen, um damit eine Beschränkung im Zugang zum Gewerbe und eine stärkere Stellung gegenüber den eigentlichen Fabrikanten zu erreichen. Um diese Zeit sind in diesem Industriezweig einschließlich dem Handel 1 500 Leute beschäftigt, darunter allein 400 Hausierer.

Neben der Bürstenindustrie her geht die Fabrikation von geschnitzten Holzwaren (Standen, Bütten, Wasserschapfen, Kochlöffel, Schuhmacherleiste, Weberschiffchen, Heugabeln und Rechen) und gedrehten Holzfabrikaten (Spulen, Spinnräder, Schüsseln, Teller, Butterfässer). Hiermit sind im Jahre 1854 in Schönau zwei Personen beschäftigt. Sie verfertigen neben ihrer Landwirtschaft Schuhmacherleiste. Drei nichtzünftige Dreher liefern auf Bestellung an die Fabrikanten des Wiesentales Spulen, Walzen usw. Ebenso stellt in Schönenberg eine Person Weberschiffchen her. In Böllen fabrizieren sechs Familien (in Verbindung mit einer kleinen Landwirtschaft) Heugabeln, Rechen, Sensenwarbe und verkaufen diese auf den Wochen- und Jahrmärkten in Staufen, Müllheim, Lörrach, Schopfheim und sogar in Basel und Mülhausen. Etwa 20 Personen in Präg produzieren die gleichen Waren, verkaufen sie in der Hauptsache an Händler von Bernau oder aus Rheinbayern. In Wieden ist die Bürstenhölzerindustrie sehr stark vertreten; es arbeiten dort 50—60 Personen, in Aitern 12 Personen in dieser Industrie. Die Produkte werden teils auf Bestellung geliefert, teils bietet man sie auf einem eintägigen Hausiergang in Todtnau an. Sieben bis acht Personen verfertigen in Wieden außerdem Spulen für die Seidenzwirnerei, Spinnräder und Küblerwaren. In Todtnauberg sind nur 8 Personen in der Bürstenindustrie, dagegen 20 Personen im Küblergewerbe beschäftigt. In Muggenbrunn dagegen werden in den meisten Häusern— von etwa 100 Personen — Bürstenhölzer, zum geringen Teile auch Bürsten und Mehlwische, hergestellt.

Während hier und in Todtnauberg nur 4 Hausierer ansässig sind, verlegen sich in Brandenberg 40 Personen auf den Hausierhandel, und etwa 9 Familien verfertigen Bürsten und Mausfallen. Typisch ist die weitgehende Spezialisierung zwischen den einzelnen Ortschaften. Mittelpunkt dieser gesamten Holzhausindustrie ist und bleibt Todtnau. Dort sind mit der Herstellung von Bürstenwaren etwa 300 Personen, mit dem Bürsten- und Holzwarenhandel etwa 120 Personen beschäftigt. Als Hausierer mit Holzwaren sind außerdem in Aftersteg 30, Häg 9 und Ehrsberg 2 Leute ansässig.

Im ganzen treiben 527 Personen (ohne Einrechnung der Bürstenindustrie) die Fabrikation von Holzwaren; diese nimmt aber zusehends ab. Die Produzenten sind vielfach zum Hausieren genötigt, da sie wegen Mangel an Lebensmitteln nicht warten können, bis die Großhändler im Frühjahr kommen. Sie ziehen in ihrer Not oft nur mit einigen Stücken hinaus. Selten nur können sie „mit einem Wagen voll Waren ins Elsaß und nach Basel" fahren, wo bessere Preise erzielt werden können. Beim Absatz an die Großhändler müssen sie die Waren billig hergeben und bekommen trotzdem erst später ihr Geld.

Während sich die Bürstenindustrie ausdehnt und schwunghaft betrieben wird, nimmt in den folgenden Jahren der Hausierhandel immer mehr an Bedeutung ab. Leute aus der Todtnauer Gegend lassen sich besonders in Mittelbaden und im Unterland nieder, bieten die Holz- und Bürstenwaren in einem offenen Laden aus und verhausieren nebenbei „die ihnen von Haus aus zugeschickten Bürstenwaren im kleinen Umkreis der Niederlassung" (Akten GLA). Neben diesen Händlern gehen auch viele Bürstenbinder in die Städte, nehmen dort das Gewerbe auf und machen der heimatlichen Produktion Konkurrenz. Und gerade diese Bürstenbinder sind es dann, die immer wieder Sturm laufen gegen die Erteilung der Hausiererlaubnis an die Wiesentäler Bürstenbinder. Die durch die Eisenbahn und verbesserte Straßen günstigeren Verkehrsverhältnisse arbeiten auch auf ein allmähliches Zurückdrängen des Hausierhandels hin.

Das Jahr 1857 bringt einen starken Aufschwung der Bürstenindustrie. Bisher hat im wesentlichen die gleiche technische Arbeitsverfassung geherrscht. Anstelle der Körperkraft tritt nun immer mehr die Wasserkraft. Insbesondere wird die Wasserkraft bei der Bürstenhölzlemacherei verwendet, zuerst durch Frid. Wießler in Muggenbrunn. Die übrigen suchen dessen Vorsprung einzuholen, und mit Unterstützung des Staates werden weitere mechanische Hölzlefabriken eingerichtet. Gleichzeitig steigen die Löhne, und ein Arbeiter verdient jetzt 40—48 kr, eine Arbeiterin 24—28 kr. Mit diesem Augenblick machen sich viele Fabrikarbeiter, die in der Notzeit zu solchen geworden waren, wieder selbständig, und auch Fabrikant Faller muß zugeben, daß „die Leute lieber Hausindustrie treiben, als in die Fabrik gehen" (Akten GLA).

Im Jahre 1863 sind bei Todtnau 600 Personen mit dem Anfertigen von Bürstenhölzern und 1000 mit dem Einziehen der Borsten beschäftigt. Immer noch werden 320 Hausierer genannt, von denen 170 ständig im Ausland ihre Waren absetzen. Die Gesamtproduktion hat einen Wert von 700 000 fl erreicht. Davon wird ein Drittel in der Schweiz verkauft, wo — wie auch im Elsaß — sich Schwarzwälder niedergelassen haben. Außerdem geht der Absatz in die Zollvereinsstaaten, nach Belgien und Holland.

Mit dem Aufschwung ist das Vordringen des Fabrikbetriebes verbunden. Soweit bisher überhaupt geschlossene Betriebe auftraten, sind es Kleinbetriebe mit fremden Arbeitskräften. Im Jahre 1862 vereinigt dann der Sohn des Franz Josef Faller die Anfertigung der Bürstenhölzer mit der Bürstenmacherei und führt gleichzeitig einen „fabrikmäßigen Arbeitsbetrieb" ein. Durch den Holzeinkauf im großen stellen sich die Kosten etwa 10—12% niedriger. Die Tätigkeit der Arbeiter beschränkt sich auf eine bestimmte,

immer gleiche Verrichtung, und die technische Fertigkeit wird dadurch gesteigert. Vielfach beziehen die kleinen Bürstenmacher ihre Bürstenhölzer von den Bürstenhölzerfabrikanten, deren es im Jahre 1869 bereits 7 gibt.

Im Jahre 1869 haben 3 Bürstenfabriken über 20 Arbeiter und zwar:

Gebrüder Kirner, Todtnau	21 Arbeiter,
J. C. Faller, Todtnau	59 Arbeiter,
Wießler u. Grozinger	26 Arbeiter.

Mit dem Niedergang des Hausiergewerbes ist ein Niedergang der Bürsten-Hausindustrie verbunden. Die Fabrikanten nehmen nun den Hausindustriellen ihre Produkte ab. Vorerst bleiben die letzteren noch selbständig und liefern ihre Waren in der verlangten Ausführung, später allerdings oft zu Schleuderpreisen, an den Fabrikanten. Gerade als in den 1870er Jahren in Todtnau Arbeitermangel herrscht, sind die Fabrikanten über diese Produktionshilfe froh. Es können trotzdem nicht alle Bestellungen ausgeführt werden. Die „hausgemachten" Bürsten sind nun den „fabrikgemachten" gleichwertig, da eine sehr sorgfältige Arbeitsteilung zwischen den einzelnen Häusern herrscht. Alle Wasserkräfte — seien sie auch noch so gering — werden ausgenützt. Es bestehen bereits 19 Betriebe für Bürstenhölzer, die aber den Bedarf nicht voll decken können. Noch zahlt die Bürstenindustrie sehr hohe Löhne. Ein Bürstenhölzlemacher verdient täglich 1 fl 30 bis 1 fl 45, ein Bürstenbinder 1 fl 12 bis 1 fl 18; Frauenarbeit wird entsprechend niedriger bezahlt.

In diese noch reichlich patriarchalischen Verhältnisse greift nach 1870 die Maschine endgültig zerstörend ein.

Es bleibt noch die Z u n d e r i n d u s t r i e kurz zu erwähnen. Bei ihr hat sich der Fabrikbetrieb bereits durchgesetzt. Produktion und Absatz gehen parallel neben der Bürstenindustrie her. Bis in die 60er und 70er Jahre hinein nimmt die Zunderindustrie einen relativ günstigen Verlauf, dann aber verdrängt das Zündholz den Feuerschwamm und die blutstillende Watte den Wundschwamm. Während noch 1862 die Gebrüder Kirner 22 und Franz Josef Faller 32 Arbeiter mit der Zunderherstellung beschäftigen und im Jahre 1871 die Todtnauer Fabriken 750 Zentner Zunder herstellen, bringt bereits das 8. Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts den endgültigen Untergang dieser Industrie, deren Bedeutung nie die einer anderen Industrie im Wiesental erreichte.

D. Die Wirkung der Industrialisierung auf die Bevölkerung.

Diese in verschiedenen Etappen und in verschiedenen Formen sich vollziehende Industrialisierung des Wiesentales hat nicht nur auf das gesamte soziale Leben grundlegend umgestaltend eingewirkt, sie hat auch eine Verlagerung der Bevölkerung mit sich gebracht. Bereits das 18. Jahrhundert zeigt im ganzen eine starke Vermehrung der Bevölkerung, wenn auch wirklich zuverlässige Zahlenangaben hierfür fehlen. Namentlich in den oberen katholischen Talgebieten scheint die natürliche Bevölkerungszunahme besonders groß gewesen zu sein. Es ist erklärlich, daß gerade hier die Hausindustrie so durchgreifend und schnell heimisch werden konnte, da sie doch auf der billigen Arbeitskraft der Kinder und Frauen aufbaut. In diesen bäuerlichen Zwergbetrieben, wo zwei Drittel des Jahres für hausindustrielle Arbeit zur Verfügung stehen, wo 7 bis 10 und mehr Kinder die allgemeine Regel und weniger die seltene Ausnahme bilden (Akten GLA), wird eine Nebenbeschäftigung und ein Erwerb unentbehrlich. Und so begegnet die Hausindustrie nirgends irgendwelchen Angriffen. Sie gibt die Möglichkeit, die Schulden bei den fremden Händlern loszuwerden, und bringt durch das Zusammentreffen der vielen Löhne in einem Haushalt einen gewissen Wohlstand. Gerade die Tatsache, daß die Hausindustrie die Leute nicht losreißt von der Scholle, daß sie ihnen das Bleiben auf der Scholle ermöglicht, ist ein Grund mehr für das Heimischwerden der Industrie. Auf diese Weise kann sich der Kapitalismus zwar langsam, aber unaufhaltsam festsetzen und breitmachen. Gegen den konzentrierten Fabrikbetrieb wendet sich sogar noch bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts die Volksmeinung im oberen Tale; mit dem ererbten patriarchalischen Sinn, mit dem Stolz des selbständigen Bauern und Gewerbetreibenden verbindet sich immer auch das streng katholische Denken, das in allem Neuen gleich eine sittliche Gefahr wittert. Sofern die Entwicklung und die Not zur Entwurzelung des Landmanns geführt und ihn in die Industrieorte des unteren Wiesentales geworfen hat, haben die Tatsachen dieser Befürchtung teilweise, aber auch nur teilweise, Recht gegeben.

Dort im unteren Tale, in den Aemtern Schopfheim und Lörrach, hat der Einfluß von Basel, die religiöse Einstellung, das mehr nüchterne Denken zusammengewirkt mit den günstigen natürlichen Bedingungen für eine industrielle Anlage. Auffallend und doch erklärlich ist das Voraneilen dieses Gebietes in der Industrialisierung, und das Ueberwiegen des konzentrierten Betriebes ist wirklich kein Zufall. Die rasch wachsenden Unternehmen verlangen eine gesteigerte Arbeiterzahl, während andererseits im oberen Tale mit dem Dahinsiechen der Hausindustrie viele Arbeitskräfte frei werden, die, in der Landwirtschaft kein Unterkommen findend — wenn sie nicht überhaupt die industrielle Arbeit vorziehen — abwandern in die Industriesiedelungen im unteren Tale. Es ist typisch, wie neben dem Moment der geringeren Entfernung, die religiöse Einstellung eine Rolle spielt für die Richtung der Abwanderung. Sofern man nicht im Heimatort wohnen bleibt und einen stundenlangen Weg zur Fabrik dem Abwandern vorzieht, sind es in erster Linie die im eigenen Amt gelegenen katholischen Industriesiedelungen, in denen sich die Bewohner des oberen Tales niederlassen. Auffallend ist zum Beispiel, wie gerade der schnell wachsende Industrieort Zell die Leute aus dem Ankenbachtal aufnimmt, wo bisher allerdings auch die Zeller Fabrikanten haben arbeiten lassen. Mit der Ueberfüllung der dortigen Fabriken geht der Strom der Arbeitsuchenden immer mehr ins untere Tal. Ebenso folgen die Arbeiter aus dem protestantischen kleinen Wiesentale dem Flusse und lassen sich im vorderen Tale nieder. Ist bei der Gründung die Fabrik eher den Arbeitskräften nachgegangen, so folgt jetzt der Arbeiter der Fabrik: Die Fabrik zieht die Menschen an. Dies führt zur Konzentration der Bevölkerung an den Industrieorten. Es läßt sich deutlich verfolgen, wie neben der Umschichtung zwischen Landwirtschaft, Gewerbe

und Industrie auch in der Verteilung der Bevölkerung eine Umgruppierung erfolgt. Es zeigt sich einmal der Zug der Bevölkerung von den Höhen in das Tal, von den Nichtindustrieorten an die Industrieorte und die Verschiebung vom oberen Tale flußabwärts.

Die ganze Tendenz zeigt sich klar in der Bevölkerungsbewegung der 3 Aemter in dem halben Jahrhundert von 1821 bis 1871. Setzt man die Bevölkerung vom Jahre 1821 gleich 100 und bezieht den Bevölkerungsstand in den Folgejahren darauf, so erkennt man im Amt Lörrach anfänglich ein stetiges, langsameres Ansteigen bis 1830, mit dem Jahre 1836 steigert sich das Wachstumstempo, und die Verhältniszahl steigt bis zum Jahre 1850 auf 140. Die 50er Jahre zeigen einen gewissen Stillstand (Krise), dann aber bringen die ersten 60er Jahre ein rasches Ansteigen (1864 = 158), und im Jahre 1871 steht die Ziffer auf 162.

Bevölkerungsbewegung vom Jahre 1821 bis 1871
(1821 gleich 100)

Jahr	Lörrach	Schopfheim	Schönau
1821	100	100	100
1824	103,07	105,87	100,28
1827	106,43	107,89	100,78
1830	110,24	112,42	104,82
1833	110,53	114,82	105,54
1836	117,98	118,87	103,51
1839	122,29	122,77	104,45
1842	127,51	126,66	104,91
1845	132,86	131,33	106,25
1852	139,32	134,78	106,77
1855	140,65	128,04	104,35
1858	140,84	130,14	105,43
1861	150,02	136,59	107,74
1864	158,33	157,86	108,49
1867	159,49	160,72	111,32
1871	162,29	155,70	116,30

Eine ähnliche, aber nicht gleiche Entwicklung zeigt die Bevölkerungsbewegung des Schopfheimer Amtes. Im dritten und vierten Jahrzehnt wächst die Bevölkerung relativ etwas schneller als im Amte Lörrach. Deutlich zeigt sich der Rückschlag in der Notzeit der 50er Jahre, wo besonders die landwirtschaftlichen Gebiete eine starke Auswanderung aufweisen. Dann aber bringen die ersten 60er Jahre ein gewaltiges Emporschnellen der Ziffer bis auf den Höchststand 160,72.

Ein wesentlich anderes Bild weist das obere Tal, das Amt Schönau auf. Obwohl sich dort auch Industriesiedelungen von einiger Bedeutung finden, zeigt sich nur eine ganz langsame Zunahme der Einwohnerzahl, unterbrochen vom Einbruch der 30er und 50er Jahre. Die Ziffer erreicht schon mit 116,30 ihr Maximum. Aus diesen Ziffern spricht die ganze Not des oberen Tales; sie geben Zeugnis von einer Auswanderung und Abwanderung größten Ausmaßes.

Dabei fängt das untere Tal, besonders Lörrach, nicht nur die Abwandernden des oberen Tales auf, sondern dort drängt sich auch der Zustrom der ausländischen Arbeiter zusammen. Die Höhen beiderseits des Tales und das obere Tal haben wenig oder gar

keine Fremden. Typisch ist auch, wie rasch im unteren Tale eine Vermischung der protestantischen Bevölkerung mit zum Teil sehr starken katholischen Minderheiten sich bemerkbar macht.

Betrachtet man die Amtsbezirke als Ganzes, so gibt der Gesamteindruck doch nicht die tatsächlichen Verhältnisse wieder. Vielmehr zeigen sich innerhalb der Aemter in der Bevölkerungsbewegung ganz verschiedene Tendenzen, und gerade aus der Einwohnerzahl der einzelnen Orte kann man die fortschreitende Industrialisierung und den damit verbundenen Umbildungsprozeß ablesen.[1])

Im Amt Lörrach macht sich die rasche Industrialisierung in den 20 Jahren von 1833 bis 1852 bemerkbar in einem überschnellen Wachstum der Einwohnerzahl der typischen Industrieorte. So nehmen in diesen zwei Jahrzehnten Haagen um 66%, Höllstein um 56%, Steinen um 50%, Brombach um 46%, Lörrach um 25% zu; die Landorte bezw. Wohnorte nehmen in der gleichen Zeit um nicht einmal 20%, Hüsingen und Tüllingen gar nur um 4% bezw. 9% zu. Die Not der ersten 50er Jahre verhindert das Ansteigen der Bevölkerung nicht, nur an einem Ort (Hägelberg mit — 6%) zeigt sich ein Rückschlag. Während Hägelberg in seiner Einwohnerzahl langsam abfällt, wächst in allen Orten mit den 60er Jahren die Bevölkerungszahl zum Teil in beängstigendem Tempo. Die Neugründungen von Fabriken und Filialgründungen führen von einem Jahr zum andern zu Steigerungen bis zu 50%. Ende der 60er Jahre steigen nur noch die Einwohnerzahlen der Industrieorte, besonders von Stetten und Lörrach, dagegen nimmt die Einwohnerzahl der Nur-Wohnorte deutlich ab.

Das Amt Schopfheim zeigt eine größere Ausgeglichenheit in der Bevölkerungsbewegung. Klar ersichtlich ist allgemein (mit Ausnahme von Enkenstein) die Aufwärtsbewegung im 4. und 5. Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts. Dabei steigert sich die Einwohnerzahl in den Landorten meist nur um einige Prozent. Soweit Industrieorte und diesen ganz nahe gelegene Orte in Frage kommen, ist die Zunahme bedeutend größer (bis zu 30 %). Deutliche Rückschläge bringen hier die 50er Jahre bei fast allen Orten, besonders empfindlich bei Sallneck und Elbenschwand. Und dieser Rückgang wird zu einem, allerdings oft unterbrochenen Dauerzustand für die meisten Landgemeinden. Allerdings erholen sich einige dieser Landorte, soweit sie genügend Boden als Nahrungsgrundlage oder Gelegenheit zur Arbeit in den Industrieorten haben, auf den Stand von 1852, und bei besonders günstigen Verhältnissen liegt ihre Einwohnerzahl im Jahre 1871 bis zu 10% über derjenigen von 1852. Größere Steigerungen der Einwohnerzahl weisen natürlich die Industrieorte auf und da besonders die Orte Hausen, Fahrnau, Maulburg (bis zu 35%). Die Industrieorte gleichen also nicht nur die Ausfälle in den Nichtindustrieorten aus, sondern das Amt weist auch im Ganzen, ähnlich wie Lörrach, eine steigende Einwohnerziffer auf.

Wie schon aus den Ziffern für das ganze Amt Schönau hervorgeht, liegen dort die Verhältnisse, im Vergleich zum unteren Wiesental, wesentlich ungünstiger. Die 30er und 40er Jahre bringen schon einen starken Rückgang der Bevölkerung, in Aftersteg und Todtnauberg sogar um fast 30%. Soweit eine Zunahme zu verzeichnen ist, liegen die betreffenden Orte im Tale oder in der Nähe eines Industrieortes. Es ist erklärlich, daß gerade hier im oberen Tale, wo sich die Not der 50er Jahre so tiefgreifend auswirkt,

---

[1]) Wirklich in allem vergleichbar scheinen erst die Einwohnerzahlen für die Zeit nach 1852 zu sein, und wir gehen von diesem Jahre aus. Doch wollen wir noch das Jahr 1833 berücksichtigen, um einen ungefähren Vergleich zur Zeit vor dem Beitritt zum Zollverein zu bekommen.

wo mit dem Absterben der Hausindustrie viele Leute vor dem Nichts stehen, die Abwanderung kein Ende nimmt. Im Jahre 1871 sind es nur noch wenige Orte, deren Bevölkerung gegenüber 1852 zugenommen bezw. den Stand gehalten hat. Darunter sind die Industrieorte Schönau (+ 12%), Todtnau (+ 6%), Zell (+ 50%), Atzenbach (+ 76%), während die Orte Geschwend (+ 8%), Muggenbrunn (+ 3%), Schlechtnau (+ 2%), Häg (+ 1%) und Mambach (+ 6%) infolge ihrer landwirtschaftlich günstigen Lage und der bestehenden Möglichkeit zur Arbeit in der Fabrik ebenfalls eine leichte Bevölkerungszunahme aufweisen. Für alle übrigen Orte sind zum Teil sehr empfindliche Verluste zu verzeichnen (bis zu 25% gegenüber 1852). Auffallend ist die geringe Zunahme in den Fabrikorten des obersten Tales und dem gegenüber das überaus schnelle Anwachsen der Orte Zell und Atzenbach, die als erstes Auffangbecken für die Abwandernden angesehen werden können. — Darüber hinaus lassen sich im unteren Wiesentale viele Abwandernde nieder, wenige aber aus dem oberen Tale überschreiten die Landesgrenze; vielmehr sind es immer Leute aus der nächsten Nähe der Grenze, die dort im Ausland ihr Brot suchen. Mit Recht stellt Bücher[2]) fest, daß mit zunehmender Entfernung die Intensität der Zuwanderung nach Basel abnimmt. Es scheint fast so, als ob sich die Bevölkerung im Laufe der Jahre vom oberen Tale langsam nach dem unteren geschoben hätte und daß diese Wanderung mehr etappenweise vor sich ging.

Diese allmähliche Verlagerung des Schwerpunktes vom Dorf in die „Stadt“, von der Wohnung in die Fabrik, von der Landwirtschaft in die Industrie, vom oberen Tale in das untere Tal, von den Höhen ins Tal hinunter, ist nicht ohne schmerzvolle Kämpfe vor sich gegangen; die Industrialisierung des Wiesentales zeigt nicht nur Licht, nicht nur Aufstieg; wie bei allem Werden geht ihm voran und mit ihr im Gleichschritt das Sterben und Untergehen.

---

[2]) Bücher, Karl: Basels Zuwanderung. Basel 1890.

Literatur.

Amtlicher Bericht über die allgemeine deutsche Gewerbeausstellung in Berlin im Jahre 1844. Berlin 1845.

Baden, Das Großherzogtum, in geographischer, naturwissenschaftlicher, geschichtlicher, wirtschaftlicher und staatlicher Hinsicht dargestellt. Herausgegeben von Rebmann, Gothein und Jagemann. 2. Auflage. Karlsruhe 1912.

Badenia, Bd. 1, 1839. Bd. 2, 1840.

Bader Joseph: Das ehemalige Kloster St. Blasien auf dem Schwarzwalde und seine Gelehrten-Akademie. Freiburg 1874.

Badische Gewerbezeitung: XXIX. Band, 1896, Nr. 37, 39, 40, 41, 43/52.

Badische Neujahrsblätter: 3. Band, 1893. Das badische Oberland im Jahre 1785. Reisebericht eines österreichischen Kameralisten, mitgeteilt von B. Erdmannsdörfer.

Badisches statistisches Landesamt: Die Industrie in Baden. Karlsruhe 1925.

Badisches statistisches Landesamt: Der Stand der Industrie und der Industriearbeiterschaft im Amtsbezirk Lörrach in der Nachkriegszeit. Karlsruhe 1925.

Bächthold Hermann: Die schweizerische Volkswirtschaft in ihren Beziehungen zu Deutschland in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in „Die Schweiz im deutschen Geistesleben".

Bittmann Karl: Die badische Fabrikinspektion im ersten Vierteljahrhundert ihrer Tätigkeit 1879—1903. Karlsruhe 1905.

Baier Hermann: Die Markgräfler Eisenwerke bis 1800. Sonderdruck aus der Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins. N. F. 50.

Beiträge zur Statistik der inneren Verwaltung des Großherzogtums Baden. Heft 1—8, 18—21, 46.

Beleuchtungen über die Handels- und Zollverhältnisse der schweizerischen Eidgenossenschaft mit dem Ausland. Luzern 1837.

Bericht der Beurteilungskommission bei der allgemeinen deutschen Industrieausstellung zu München 1854. München 1855.

Bericht über die auf den diesjährigen Gewerbeausstellungen in Paris und Gent ausgestellten Maschinen, Metalle, Metallwaren, Papiere von Wilhelm Oechelhäuser. Frankfurt a. M. 1849.

Bericht über die schweizerischen Handelsverhältnisse zu den verschiedenen Staaten des Auslandes. 1823.

Bernoulli Christian: Betrachtungen über den wunderbaren Aufschwung der gesamten Baumwollfabrikation (nebst Beschreibung einer der neuesten englischen Maschinen). Basel 1825.

Bittmann Karl: Hausindustrie und Heimarbeit im Großherzogtum Baden zu Anfang des XX. Jahrhundert. Karlsruhe 1907.

Brunner Willy: Untergegangene Zweige der Basler Textilindustrie. Diss. Basel.

Bücher Karl: Basels Zuwanderung. Basel 1890.

Cahn Julius: Der Rappenmünzbund. Heidelberg 1901.

Commissionsbericht über die Schwarzwälder Industrieausstellung in Villingen. Karlsruhe 1858.

Dennig Eugen: Der Hausierhandel in Baden insbesondere inbezug auf die Hausindustrie. Diss. Straßburg. Karlsruhe 1899.

Dietz Rudolf: Die Gewerbe im Großherzogtum Baden. Ihre Statistik, ihre Pflege, ihre Erzeugnisse. Karlsruhe 1863.

Dietz Rudolf: Ergebnisse der Statistik des Großherzogtums Baden in Beziehung auf die Gewerbe in den Jahren 1852 bis 1862. Karlsruhe 1863.

Eberlin August: Geschichte der Stadt Schopfheim und ihrer Umgebung im Zusammenhang mit der Zeitgeschichte. Schopfheim 1878.

Eichrodt J. J.: Das Großherzogtum Baden nach seinen 10 Kreisen und Amtsbezirken topographisch skizziert. 1880.

Eitel Paul: Die Industriegebiete des südlichen Baden. Stuttgart 1932.

Fecht C. G.: Die großherz. badischen Amtsbezirke Waldshut, Säckingen, Lörrach, Schopfheim. Deren Statistik, Handel und Gewerbe. Spezialstatistik. Lörrach und Waldshut 1859.

Fecht C. G.: Der großh. badische Amtsbezirk Schönau. Dessen Statistik, Handel und Gewerbe. (Spezialstatistik). Lörrach 1860.

Fladt W.: Die Zundelmacher im Schwarzwald in den „Monatsblättern des badischen Schwarzwaldvereins". XXIX. Jahrgang. Nr. 8 August 1926.

Föhrenbach O.: Der badische Bergbau in seiner wirtschaftlichen Beziehung vom Ausgang des Mittelalters bis zur Gegenwart. Freiburg 1910.

Frey G. A.: Franz Josef Dietsche und seine Zeit. 1770—1842. 1934.

Fromm Max: Das Mühlengewerbe in Baden und in der Rheinpfalz. Diss. Heidelberg. In: Volkswirtschaftliche Abhandlungen der badischen Hochschulen". IX. Band. 4. Heft. Karlsruhe 1907.

Geering Traugott: Handel und Industrie der Stadt Basel. Zunftwesen und Wirtschaftsgeschichte bis zum Ende des 17. Jahrhundert. Basel 1886.

Geering Traugott: Christoph Merian 1800—1858. Gedenkschrift. Basel 1908.

Geering Traugott: Grundzüge einer schweizerischen Wirtschaftsgeschichte. In: „Beiträge zur schweiz. Wirtschaftskunde". Heft 1. Bern 1912.

Geschichte der Familie Sarasin in Basel. 2. Bd. Basel 1914.

Gewerbeausstellung, Die oberbadische, in Freiburg und die Industrie des badischen Oberlandes. Karlsruhe 1873.

Gonzenbach A. v.: Ueber die Handelsverhältnisse zwischen der Schweiz und den deutschen Zollvereinsstaaten während des Jahres 1840. Luzern 1845.

Gonzenbach A. v.: Darstellung der Handelsverhältnisse zwischen der Schweiz und Oesterreich in den Jahren 1840/45. 1847.

Gothein Eberhard: Wirtschaftsgeschichte des Schwarzwaldes und der angrenzenden Landschaften. I. Bd. Städte- und Gewerbegeschichte. Straßburg 1892.

Gothein Eberhard: Die geschichtliche Entwicklung der badischen Industrie. Zeitschrift des Vereins Deutscher Ingenieure. Band XXXIII. Nr. 41. 1899.

Gothein Eberhard: Die oberrheinischen Lande vor und nach dem 30-jährigen Kriege. Z. G. O. N. F., Bd. I. Freiburg 1886.

Gothein Eberhard: Die Hofverfassung auf dem Schwarzwald, dargestellt an der Geschichte des Gebietes von St. Peter. Z. G. O. N. F., Band I. Freiburg 1886.

Gothein Eberhard: Die Naturbedingungen der kulturgeschichtlichen Entwicklung in der Rheinebene und im Schwarzwald. Berlin 1887.

Gothein Eberhard: Der Breisgau unter Maria Theresia und Joseph II. In: „Neujahrsblätter der badischen hist. Kommission". N. F., Band 10. Heidelberg 1907.

Gothein Eberhard: Die Lage des Bauernstandes am Ende des Mittelalters, vornehmlich in Süddeutschland. In: „Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst". Jahrgang IV. Trier 1885.

Grimm: Der Verein der Textilindustriellen des Wiesentales und dessen Umgebung im ersten Vierteljahrhundert. Lörrach 1929.

Hassinger Hugo: Basel. Ein geographisches Städtebild. In: „Beiträge zur oberrheinischen Landeskunde". 1927.

Helbok A.: Zur früheren Wirtschafts- und Kulturgeschichte des alemannischen Raumes. Z. G. O. 84, N. F. 45, 1931.

Herbster Karl: Zur Geschichte der Lörracher Industrie von ihren Anfängen bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts. Lörrach 1926.

Herkner Heinrich: Die oberelsässische Baumwollindustrie und ihre Arbeiter. Straßburg 1887.

Heunisch A. J. V. und Schneider Alois: Baden geographisch und malerisch beschrieben. 2. Auflage der „Beschreibung des Großherzogtum Baden." Stuttgart 1838.

Heusler Andreas: Geschichte der Stadt Basel. 4. Auflage. Basel 1934.

Himmel Ernst: Industrielle Kapitalanlagen der Schweiz im Auslande. Langensalza 1922.

Hintermeister: Die schweiz. Seidenindustrie mit besonderer Berücksichtigung der mechan. Seidenstoffweberei. Dissertation Zürich 1916.

His Eduard: Basler Handelsherren des 19. Jahrhunderts. Basel 1929.

Horster Paul: Die Industrie des südwestlichen Oberbaden, in „Deutsche Handels- und Industriestädte": Baden.

Humpert Theodor: Das Wiesental. Eine heimatliche Wirtschaftskunde. Bühl 1920.

Humpert Theodor: Geschichte der Stadt Zell im Wiesental. Zell 1922.

Kaiser Wilhelm: Die Anfänge der fabrikmäßig organisierten Industrie in Baden. Z. G. O. N. F. 46. Bd.

Kienitz Otto: Landeskunde von Baden. Leipzig 1904.
Koch Georg: Die gesetzlich geschlossenen Hofgüter des bad. Schwarzwaldes. Volkswirtschaftliche Abhandlungen der bad. Hochschulen. 4. Bd. 1. Heft. 1900.
Koechlin, Baumgartner u. Co. 175 Jahre. Denkschrift.
Kötzschke Rudolf: Grundzüge der deutschen Wirtschaftsgeschichte bis zum 17. Jahrhundert. Leipzig u. Berlin 1921.
Kolb J. B.: Historisch-statistisches-topographisches Lexikon von dem Großherzogtum Baden. Karlsruhe 1813/14/15.
Krafft Gebr. Fahrnau, 75 Jahre, 1854—1929, Denkschrift.
Krebs Norbert: Landeskunde von Deutschland. Band III. Der Südwesten. Leipzig und Berlin 1931.
Krucker H.: Wirtschaftsgeographie des Rheingebietes Basel-Bodensee. 1926.
Lais Eduard: Die Bevölkerung des Kirchspiels Schönau i. W. und ihre Wirtschaft im 17. und 18. Jahrhundert. 1932.
Lais Eduard: Das hintere Wiesental.
Lais Eduard: Das obere Wiesental. Denkschrift.
Liefmann Robert: Wesen und Formen des Verlags (der Hausindustrie). Freiburg 1899.
Lincke B.: Die schweiz. Maschinenindustrie und ihre Entwicklung in wirtschaftlicher Beziehung. Frauenfeld 1911.
Mangold F. und Sarasin H. F.: Industrie-Gesellschaft für Schappe. Entstehung und Entwicklung 1824—1924. 1924.
Markgräflerland, Das: 1. Jahrgang, Heft 3, April 1930. 3. Jahrgang, Heft 4, Juli 1932.
Martiny: Die ländliche Siedlungsgestaltung im Schwarzwald. Z. G. O. N. F. 45, 1931.
Meidinger Heinrich: Deutschlands Eisen- und Steinkohlenproduktion in der Neuzeit. Gotha 1857.
Mulsow: Brombach im Wiesental. Lahr 1905.
Neef H.: Die Standortsfrage in der deutschen Bandindustrie.
Neumann Ludwig: Die Veränderung der Volksdichte im südlichen Schwarzwald 1852—1895. In: Festprogramm der Universität Freiburg. Freiburg 1896.
Neumann Ludwig: Die Volksdichte im Großherzogtum Baden. In: Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde. Bd. 7, Heft 1, Stuttgart 1892.
Pfeiffer Hans: Die Zusammensetzung der Bevölkerung des Großh. Baden nach der Gebürtigkeit auf Grund der Volkszählung vom 1. Dez. 1900. In: Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde. Band 18, Heft 3, Stuttgart 1909.
Pribram Karl: Geschichte der österreichischen Gewerbepolitik von 1740—1860. Auf Grund der Akten. Band 1, Leipzig 1907.
Quellensammlung der badischen Landesgeschichte. Herausgegeben von J. F. Mone. II. Band, Karlsruhe 1854.
Ritschl H.: Reine und historische Dynamik des Standorts der Erzeugungszweige. In: Schmollers Jahrbuch, 51. Jahrgang, 1927.
Rombach Josef: Todtnau und seine Umgebung. Geschichte und Beschreibung. Lörrach 1855.
Roth Carl: Der ehemalige Basler Besitz der Markgrafen von Baden. Basler Jahrbuch.
Rubin Otto: Die Rückwirkung der Abtrennung von Elsaß-Lothringen für die Wiesentäler Industrie. Dissertation.
Salin Edgar: Standortsverschiebungen der deutschen Wirtschaft. In: Strukturwandlungen der deutschen Volkswirtschaft. Band I. Berlin 1928.
Salin Edgar: Zur Methode und Aufgabe der Wirtschaftsgeschichte. In: Schmollers Jahrbuch, 1921.
Schaubinger Clemens: Geschichte der Pfarrei Schönau auf dem Schwarzwald. Freiburg 1874.
Schlier Otto: Der deutsche Industriekörper seit 1860. In: Ueber den Standort der Industrien von Alfred Weber, II. Teil, Heft 1, Tübingen 1922.
Schmitthenner: Das Tagebuch meines Urgroßvaters. Freiburg 1865.
Schneider J. J.: Das badische Oberland. Lörrach 1840.
Schriften des Vereins für Sozialpolitik. Bd. 39, 1889; Bd. 84, 1899.
Schulze-Gävernitz, Gerhart von: Der Großbetrieb, ein wirtschaftlicher und sozialer Fortschritt. Eine Studie auf dem Gebiete der Baumwollindustrie. Leipzig 1892.
Seith Karl: Wesen und Bedeutung der landständischen Einrichtung des Markgrafenlandes am Ausgang des Mittelalters. Ein Beitrag zu ihrer Geschichte. Basler Jahrbuch 1927.
Sieveking: Grundzüge der neueren Wirtschaftsgeschichte vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart. 1921.
Sombart Werner: Der moderne Kapitalismus. 2 Bände. Leipzig 1902.

Sombart Werner: Der moderne Kapitalismus. 4. Aufl. München und Leipzig 1921.
Sombart Werner: Die deutsche Volkswirtschaft im 19. Jahrhundert. 2. Aufl. Berlin 1909.
Statistisches Jahrbuch für Baden. 1868/72. 1912.
Streuber Wilh. Theod.: Die Stadt Basel historisch-topographisch beschrieben. Basel 1853.
Thürkauf Emil: Verlag und Heimarbeit in der Basler Seidenbandindustrie. Basler volkswirtschaftliche Arbeiten. Stuttgart 1909.
Trenkle J. B.: Geschichte der Schwarzwälder Industrie. Karlsruhe 1874.
Trenkle J. B.: Zur Entwicklungsgeschichte des Schwarzwälder Bergbaues. Schau-ins-Land. 13. Jahrlauf.
Tscherter K. F.: Die geschichtliche Entwicklung des Tabakbaues im Wiesental (Baden) in der Zeit von 1685 bis zur Gegenwart. Süddeutsche Tabakzeitung Mannheim. 25. Aug. 1925 ff.
Tscherter K. F.: Wie der Zeugdruck ins Wiesental kam. In: „Feldbergs Töchterlein“ vom 29. März 1925.
Tscherter K. F.: Die einstige Flößerei im Wiesental. Stuttgart 1925.
Vergleichung des gegenwärtigen Standes der europäischen Industrie mit demjenigen vor der französischen Staatsumwälzung. Aufzählung derjenigen Zweige, worin die Schweiz noch im Rückstand ist. Zürich 1828.
Viebahn Wilh. v.: Ueber Leinen- und Wollmanufakturen, deren Ursprung, Umfang und Leistungen in Deutschland, deren Wert und Fortschritte. Berlin 1846.
Viebahn Georg v.: Statistik des zollvereinten und nördlichen Deutschland. Band 1/2/3. 1858/62/68. Berlin.
Waldschütz Ernst: Die schweiz. Industrieunternehmen im deutschen Grenzgebiet. Dissertation Frankfurt. Singen 1928.
Walli P. F.: Dezentralisation der Industrie und der Arbeiterschaft im Großherzogtum Baden und Verbreitung des Mehrfamilienhauses (Mietskaserne) auf dem Lande. Volkswirtschaftliche Abhandlungen der bad. Hochschulen. VIII. Band und Ergänzungsband. Karlsruhe 1906.
Waltershausen A. Sartorius v.: Das volkswirtschaftliche System der Kapitalanlage im Ausland. Berlin 1907.
Weber Alfred: Ueber den Standort der Industrien. Tübingen 1922.
Weber Max: Wirtschaftsgeschichte. München und Leipzig 1923.
Weber Max: Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus. In: Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie. Band 1. Tübingen 1922.
Weh Max: Die Landesgrenze als Standortsfaktor, untersucht an der oberbad. Grenzindustrie. In: Zur Theorie der Staatswirtschaft und Besteuerung. Finanzwissenschaftliche Schriften. Herausgegeben von H. Ritschl. Heft 4, 1932.
Wieland Friedrich: Markgraf Christoph I. von Baden 1475—1515 und das badische Territorium. Z. G. O. N. F. Band 46.
Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins (Z. G. O.), Bd. 12, 1861; Bd. 1, 1850; Bd. 9, 1858.
Zimmermann August: Die Tabakindustrie unter besonderer Heranziehung badischen Materials. Tübingen 1931.
Zwiedineck-Südenhorst Otto von: Ueber Gebürtigkeit und Wanderungen in Baden. Festgaben für Fr. J. Neumann. Tübingen 1905.

Druckfehlerberichtigung!

Auf Seite 26 muß es im 2. Absatz in der 1. Zeile heißen: Ueber den Beginn der Eisenverhüttung . . .

Auf Seite 27, 5. Absatz, 3. Zeile: und dadurch verschlechtertes Ausschmieden . . .

Auf Seite 28 fällt bei der Ausgabenzusammenstellung die 2. Zeile: an durchreisende Bergleute usw., weg, da dieser Posten doppelt aufgeführt ist.

Quellen.

Akten: Bad. General-Landesarchiv Karlsruhe.

Spezial-Akten Brombach.

Gewerbe 1764, 1828, 1834/48.
Jagdwesen 1760/1801.
Statistik 1830.
Polizei 1778.
Mühlen 1756/57.
Gefälle 1573/1726.

Spezial-Akten Fröhnd.

Regalia 1751.

Spezial-Akten Haagen.

Gewerbe 1834/40, 1835/54.

Spezial-Akten Hausen.

Bergwerke 1680/88, 1685, 1719/21, 1768/75, 1750, 1769.
Forstwesen 1696.
Gewerbe 1856.
Gnadensache 1710
Gülten 1742/67.
Landbau 1729/30.
Zunftwesen 1764.

Spezial-Akten Lörrach-Stadt.

Bausachen 1805.
Bürgerrequisiten 1757, 1757, 1758.
Gemeinden 1755/56, 1756.
Gewerbe 1717/21, 1722/38, 1750/52, 1753, 1753, 1753, 1753/65, 1765, 1753/1803, 1761/73, 1759, 1759, 1759, 1753/73, 1751, 1751, 1751, 1761/62, 1780/87, 1787, 1789, 1789, 1749, 1790, 1777, 1790, 1790, 1755, 1755, 1755, 1754, 1756, 1757, 1765/67, 1768, 1774, 1778, 1778/81.
Mühlen 1734, 1767/91, 1746/50, 1756, 1768, 1776/91, 1779, 1793.
Polizei 1764/65.
Schatzungssachen 1756/57, 1756/63.
Zollverwaltung 1823/37.
Zunftwesen 1763, 1768.

Spezial-Akten Maulburg.

Bergwerke 1792.
Gewerbe 1838, 1843.
Mühlen 1711, 1714/17, 1721/23, 1738, 1781, 1781, 1785/86, 1800/07.
Zunftwesen 1758/71, 1771, 1771/83.

Spezial-Akten Schönau.

Bergwerke 1757/67, 1821/24, 1822/33.
Forstwesen 1778.
Gewerbe 1741/61, 1782, 1836/58, 1846/47, 1857.
Statistik 1845.

Spezial-Akten Schopfheim.

Bergwerke 1699, 1718/19, 1718/1803, 1787.
Gewerbe 1777/78, 1798/1803, 1733.
Forstwesen 1760/65.

Spezial-Akten Steinen.
Gewerbe 1746, 1834/39, 1842.
Handel 1739.

Spezial-Akten Todtnau.
Bergwerke 1721/76, 1539, 1851, 1777, 1768, 1761/89, 1766/79, 1761/83, 1788/89.
Gewerbe 1853, 1825/27, 1830/31.
Forstwesen 1751, 1796, 1772/75.
Regalien 1782/86, 1785.
Renovation o. D.

Spezial-Akten Todtnauberg.
Bergwerke 1766, 1768.
Mühlen 1771/73.

Spezial-Akten Zell.
Bergwerke 1783, 1784, 1777, 1825.
Gewerbe 1849/50, 1852/62, 1846/51, 1843, 1837, 1790/92, 1794/95, 1785/86, 1764, 1770/79, 1760/62, 1802.
Salpeter o. D.
Mühlen 1760/80.
Staatserwerb 1806.

Akten Baden-Generalia.
2825/36, 2882, 9044, 3372/76, 3371, 3093, 3351/52, 2951, 3442, 3447, 5785/86, 5788.

Akten Breisgau-Generalia.
103, 105, 109, 118, 120, 124.

Akten Repositur Generalia.

II.	1.		Gewerbe	1861/62.
II.	1.		Handel	1802, 1808/13, 1834/39.
IV.	1.		Gewerbe	1810, 1810/11, 1814/15.
IV.	2.		Gewerbe	1804/10, 1808/09, 1809, 1810/11, 1818/19, 1830/32, 1836/56, 1837/59, 1836/59, 1837/63.
IV.	2.	7.	Gewerbe	1850/61, 1851/57.
IV.	2.	3.	Güterstand	1837/56.
IV.	1.	1.	Handel	1803/13.
IV.	2.	5.	Handel	1812/53.
IV.	2.	6.	Handel	1853/60.
IV.	2.	2.	Mühlen	1823/60, 1836, 1836/58, 1856.
V.	1.	1.	Gewerbe	1802, 1806/12, 1808/11, 1813/14.
V.	1.	10.	Zollrecht	1812/13.
V.	1.	11.	Zollrecht	1814/27.
IV.	1.		Statistik	1812/25, 1818, 1819.
IV.	2.		Statistik	1808.
V.	1.		Zollrecht	1826/27, 1827.
V.	1.		Zollrecht	1827/33.
IV.	2.	4.	Statistik	1808/09.
IV.	2.	5.	Statistik	1809/10.
IV.	2.	6.	Statistik	1809/10.
IV.	2.	6.	Statistik	1809/24.

Akten-Zugang Bezirksamt Lörrach, 1899, Nr. 45:
10, 11, 37, 56, 89, 213, 249.

Akten-Zugang Bezirksamt Lörrach, 1907, Nr. 4:
43/45, 175, 335.

Akten-Zugang Bezirksamt Lörrach, 1905, Nr. 15:
6, 16, 25, 40, 41, 45, 96/98, 215, 239, 240, 325.

Akten-Zugang Bezirksamt Schönau, 1900, Nr. 42:
7, 8, 16, 40, 42, 44, 47/50, 52, 53/55, 69, 77/78, 81/87 98/99, 136, 138/40, 154, 204, 218, 237, 240/47, 272, 292/96, 353.

Akten-Zugang Bezirksamt Schönau, 1909, Nr. 37:
41, 247, 340/42.

Akten-Zugang Bezirksamt Schönau, 1924, Nr. 22:
12, 13, 39, 67, 68, 71, 85.

Akten-Zugang Bezirksamt Schopfheim, 1896, Nr. 21:
58, 63, 83.

Akten-Zugang Bezirksamt Schopfheim, 1902, Nr. 53:
14, 55, 56, 87, 193, 251, 346.

Akten-Zugang Bezirksamt Schopfheim, 1909, Nr. 97:
19, 26, 410, 441, 442.

Akten-Zugang Bezirksamt Schopfheim, 1924, Nr. 2:
1, 23, 24, 140, 170, 185, 402/406, 457/479.

Akten-Zugang Bezirksamt Schopfheim, 1924, Nr. 2:
480/86, 509/30, 538/40, 707/650 a.

Akten-Zugang Bezirksamt Schopfheim, 1932, Nr. 11:
5, 6, 7, 8, 32, 36, 40, 41, 42, 43.

Akten-Zugang Ministerium des Innern, 1899, Nr. 53 II:
7.

Akten-Zugang Ministerium des Innern, 1900, Nr. 40:
77, 81/84, 92, 98/99, 103, 113, 119,
126, 130/32, 142, 146, 147, 148, 158, 166, 170.

Akten-Zugang Ministerium des Innern, 1900, Nr. 40 IV:
243, 261, 280, 321, 407, 410, 484/86, 493, 500, 506, 517, 546.

Akten-Zugang Ministerium des Innern, 1901, Nr. 24 I:
59/62, 72.

Akten-Zugang Ministerium des Innern, 1901, Nr. 24 V Gen.:
661/63.

Zugang Ministerium der Finanzen, 1891, Nr. 58:
434, 438/39, 585, 587, 601, 602, 604.

Zugang Ministerium der Finanzen, 1901, Nr. 3:
66, 84/86, 87/96, 99, 101, 105, 107, 109, 111, 112, 114, 115, 118, 120/21, 139, 146, 525, 526, 813, 814, 821/34, 909, 1056, 2100, 2101, 2102.

Akten-Zugang Finanzministerium, 1913, Nr. 94:
522/25, 530, 534, 538, 784/85, 794/95, 797, 805, 812.

Akten-Zugang Forst- und Domänendirektion, 1927, Nr. 13:
3248, 5558, 6025, 6472, 6478, 7110, 7111, 8194, 8199, 9817, 10912, 10913, 11340, 11522, 11742, 12205, 14344, 14392, 17456, 17563, 17564, 17566, 17567/68, 21366, 21831, 21855/57, 22567, 24063, 25605, 31779, 31689, 31841, 32424, 32427, 32561/65, 33567, 34019, 34920, 37532, 38426, 38619, 38620, 43089, 43200.

Badisches Statistisches Landesamt.

Fabrikstatistik des Großherzogtums Baden von den Jahren 1841, 1849, 1852/54, 1861/62, 1869.

Tabellen über den Stand der Bevölkerung in den Jahren 1806, 1808, 1809, 1816/20, 1825, 1827/28, 1830, 1833, 1845, 1852, 1855, 1861, 1864, 1867, 1871.

Inhalts-Verzeichnis

VITA

Am 7. September 1910 wurde ich, Richard Gerhard Dietsche, Deutscher Staatsangehöriger, in Schönau (Schwarzwald) als Sohn des Werkmeisters August Dietsche, nun wohnhaft in Zell (Wiesental), und seiner Ehefrau Franziska geb. Kiefer geboren. Im Jahre 1911 zogen meine Eltern in meine Heimatstadt Zell im Wiesental. Dort besuchte ich die Volksschule und trat nach abgeschlossener Volksschulbildung Ostern 1925 in die Untertertia der Oberrealschule in Schopfheim ein. Im Frühjahr 1931 erlangte ich das Reifezeugnis und begann dann mein volkswirtschaftliches Studium an der Universität Basel. Während der ersten beiden Semester arbeitete ich außerdem als Volontär in zwei Industrieunternehmen.

Vorlesungen und Seminarien besuchte ich bei den Herren Professoren Salin, Mangold, Ritschl, Wieland, Ruck, Simonius, Germann, Haab, Wackernagel, Häberlin und Joël. Meine Dissertation entstand nach längeren, intensiven Vorarbeiten unter der Leitung von Herrn Prof. Dr. Salin, dem ich, wie auch Herrn Prof. Dr. Mangold, zu besonderem Dank verpflichtet bin für das große Interesse und die vielen wertvollen Ratschläge. Das mündliche Doktorexamen bestand ich am 5. Juli 1935.